

Vergißeinnicht 1929

12 (1929)



Nummer 12

Dezember 1929

47. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	Italien	Piere 10.—
Einzelbezug	RM 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengö 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher Ring 3
Postsparkonto Nürnberg 194

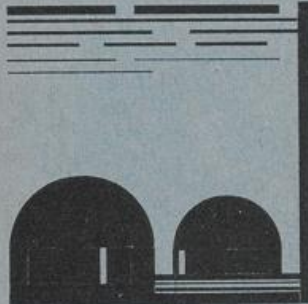
für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postsparkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postsparkonto Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postsparkonto Luzern VII 187

Stimme aus der Wüste



des Heidenlandes, dringe in die Herzen seeleneifriger und missionsbegeisterter Jünglinge, welche mit ihrer Hände Arbeit als Laienmissionar und Ordensbruder Gott dienen wollen. Die Missionare bedürfen der Unterstützung ihrer Laienmitbrüder sehr.

In die Mariannhiller Mission kann jeder kathol. Jüngling, der bei guter seelischer und leiblicher Gesundheit ist, eintreten.

Er wende sich an den

Hochw. P. Provinzial, St. Joseph, Reimlingen, (Bayern)

Ordensnachrichten

Im Laufe des Jahres 1929 sind folgende Hochw. Herren Neupriester aus unserem Würzburger Pius-Seminar hervorgegangen; die P.P. Müller, Storch, Wohazek, Kraft, Faulhaber, Meier, Kräutle, Coppik. Sie empfangen die hl. hl. Priesterweihe vom Hochwürdigsten Herrn Bischof Dr. Matthias Ehrenfried von Würzburg.

Der Hochw. Herr P. General der Mariannhiller Missionskongregation ist Mitte September bereits in Würzburg eingetroffen und nahm Wohnung in dem Hause der Missionsvertretung. Das Generalat der Genossenschaft ist demnach in Würzburg, Pleicher Ring 3.

Im Oktober nahmen im Noviziatshaus St. Paul wieder eine Anzahl Kandidaten

das hl. Kleid, während eine Schar Brüder ihre erste bezw. ewige Profess ablegte. Mögen dem Rufe Gottes immer mehr opferbereite Jünglinge Folge leisten und ihr Leben dem opferreichen aber auch segensvollen Werke der Mission weihen.

Radio hat sich mancher zugelegt und das Grammophon ist in den Hintergrund getreten bei vielen. Wer also noch benutzbare Schallplatten besitzt und nicht weiß, wohin damit, auch mit dem Apparat, der soll alles nur der Schriftleitung des Verlagsmeinnicht schicken, noch vor Weihnachten, er weiß dafür Verwendung. Unseren Anstalten würde man eine Freude machen und mancher Missionsstation ebenfalls. Bereits jetzt vielen Dank dem Christkindlein!

Aus Welt und Kirche

Christkind und nicht „Weihnachtsmann“! Von sehr geschätzter Seite wird uns geschrieben: Das hochheilige Christfest weckt bei allen gläubigen Christen frohe Hoffnungen und liebe Erinnerungen, frohe Hoffnungen für die liebe Jugend, welche mit Ungeduld dem schönsten Feste entgegenschaut und schon im voraus sich desselben freut, liebe Erinnerungen für das Alter, das gerne in der Vergangenheit lebt. Das herrliche Fest ruft die frohe Kinderzeit zurück, wo wir auch von Weihnachtsfreude erfüllt, dem Christkindchen entgegenlachen, wo auch uns das Christkindchen die Geschenke brachte. Und jetzt? Wie oft vernimmt man das kalte Wort „Weihnachtsmann“! Warum soll denn jetzt nicht mehr das liebe Wort Christkind gebraucht werden? Das Wort „Weihnachtsmann“ ist nicht religiös, nicht christlich, am wenigsten katholischen Ursprungs. Der „Weihnachtsmann“ ist erfunden von solchen Menschen, die das religiöse Moment ausschalten wollen. Einen „Weihnachtsmann“ gibt es für gläubige Katholiken nicht. Wir halten fest am Christkind, das einst für uns, aus Liebe zu uns Menschen, vom Himmel kam. Und dieses Christkind, dieses göttliche Kind ist es, das alle Jahre wieder den Kindern liebe Gaben sendet, das alljährlich wieder so viele Herzen zur Liebe bewegt und so viele Hände zu milden Gaben öffnet. Das Christkind hat erst diese Liebe zu den Kindern in die Welt gebracht. Wir wollen uns deshalb nicht des Wortes

„Weihnachtsmann“, dieser modern-unkristlichen Erfindung bedienen, wir wollen vielmehr beim Christkind bleiben. Wir wollen auch keine Gedichte vortragen, keine Theaterstücke aufführen, in denen das Wort „Weihnachtsmann“ vorkommt. Wir sollten auch keine Bücher kaufen, in denen der „Weihnachtsmann“ eine Rolle spielt. Bei der Auswahl von Büchern, die wir zu Weihnachten verschenken, sollten wir zuerst darauf sehen, daß sie unserer religiösen Auffassung entsprechen. Auch bei Verwendung von Weihnachts- und Neujahrskarten sollte man mehr auf die schönen prachtvollen Karten achten, die eine religiös-weihnachtliche Stimmung in uns hervorrufen.

Zehntausend Kinder beim Vogen. Die Leitung der Dortmunder Westfalenhalle verteilte zu einem Vorkampfabend an 10 000 Dortmunder Schulkinder Freikarten

Die Halle ist groß. Riesengroß. Ringsum im Oval steigen die Ränge an, bis hoch hinauf unter das Halbrund der Decke, von der herab schmale Fahnen und Wimpel niederwallen.

Unten, inmitten des Ovals, überschattet vom grellen Licht der Scheinwerfer ist der Vorring aufgebaut: ein hohes, quadratisches Podium, umspannt mit dicken gelben Säulen.

Die riesige Halle ist gedrängt voller Menschen. Großvorkampfabend. Das Ereignis der Stadt. Jeder, der es irgendwie einrichten konnte, ist gekommen. Im Parterre, auf den Ringplätzen zu 20 Mk.

die elegante Welt. Damen in großer Toilette, mit gemalten Gesichtern und tief defolletiert. Herren, zum mindesten im dunklen Abendanzug. Und auf den Rängen die anderen. Die „weniger Bemittelten“. Die kleinen Kaufleute, Beamten, Handwerker. Ganz oben Arbeiter, Arbeitslose — und dazwischen überall: Kinder in hellen Scharen. Wohin ich blicke, immer wieder Kinder zwischen den Erwachsenen. Da fällt mir eine Zeitungsnотiz ein, die ich vor wenigen Tagen las: Die Veranstalter haben den Schulkindern der Stadt zehntausend Freikarten für den Vorkampfabend bereitgestellt. Und nun sind sie da — zehntausend Kinder um den Voring!

Mit eins rauscht ein starkes Händeklatschen durch die Halle. Zwei Männer in bunten Bademänteln sind in den Ring geklettert. Schütteln sich mit verbindlichem Lächeln die in dicken Vorkampfschuhen steckenden Füße, verbeugen sich nach allen Seiten und setzen sich in zwei gegenüberliegende Ringenden. Der Ringrichter in weißer Tennishose kommt hinzu. Der Sprecher verkündet Namen und Gewicht der Vorer. Photographen klettern geschäftig in den Ring — ein Blitzlicht flammt sekundenkurz auf. Dann streifen die Vorer ihre Bademäntel ab; nun sind sie nackt, nur noch mit einer kurzen Hose bekleidet.

Ein kurzer Ruf: Ring frei! Ein harter Gongschlag klirrt — und die beiden nackten Männer kommen aus ihren Ecken und gehen aufeinander los. Vorsichtig tasten sie sich ab, suchen Blößen in der Deckung des Gegners. Ducken, stoppen, weichen aus, tänzeln hin und her — aber wagen noch keinen Kampf, noch keinen harten Schlagwechsel.

So vergehen zwei Runden. Langsam werden die Zuschauer ungeduldig. Einer muß zu Boden geschlagen werden. Wozu hat man sonst sein Eintrittsgeld gezahlt. Und dann beginnt es bei den Kindern. Erst vereinzelte Zurufe schriller Kinderstimmen. Dann stärker werdend, immer lauter, anwachsend zu einem vieltausendstimmigem Geschrei aus hellen Knabenkehlen, vermischt mit dem Pfeifen und Wischen der Erwachsenen.

Das nützt. Die beiden nackten Männer zwischen den vier Seilen sind angestachelt. Urplötzlich, mit verzerrten Gesichtern, stürmen sie wild aufeinander los. Treffen einander mit furchtbaren Schlägen, Schwingern, Haken. Schon sind die Körper blutüberströmt; der eine blutet aus zerschlagener Nase, dem anderen rinnt das Blut unaufhörlich aus einer klaffenden Wunde an der Schläfe. Das

Lärmen der Zuschauer wird ohrenbetäubend. Schreien, — nein, Brüllen, Jöhlen, grelle Pfliffe — das Tier ist erwacht. Allen voran die Kinder!

Zehntausend Kinder stehen auf ihren Stühlen. Jöhlen, gröhlen. Rufen mit schier heiseren Kehlen, schwenken Mühen: bunte Gymnastikentkappen, schmutzige Sportmützen. Zehntausend Kindergesichter sind verkrampft zu häßlichen Fratzen. Zehntausend Augenpaare, sonst so klare, helle Kinderaugen, stieren unendlich grausamen Blickes, unheimlich und beängstigend glühend zum Ring hinunter.

... Da — einer der Vorer fällt hin, schwer und steif. Der Ringrichter springt hinzu. Zählt: eins, zwei, drei ... neun zehn! Aus!

Ein zehntausendstimmiges Aufschreien, rasendes Beifallklatschen. Allen voran — zehntausend Kinder. Sie stehen auf ihren Stühlen. Schreien. Stoßen die Arme in die stickige Luft. Jöhlen. Klatschen wie irrsinnig in die Hände. Winken dem blutbesudelten Mann zu, den man da unten auf den Schultern im Triumph durch die Halle trägt ...

Ganz vorne am Ring aber sitzt der dicke Manager und Direktor. Er wischt ein paar Blutspitzer vom Smoking und grinst dabei über das fettglänzende Gesicht: „Glänzende Idee das, mit den Freikarten für die Kinder. Fabelhaft gelungener Reklametrick. Zehntausend Kinder helfen zu einer unerhörten Sensation!

Zehntausend Kinder beim Voren ...!

Die Sorge um den Priesternachwuchs. In einem Aufsatz „Mehr Priester!“ im „Southwark Record“ wird berechnet, daß, wenn ein Priester auf 1000 Katholiken erstrebt wird, ein Heer von 330 000 Priestern notwendig wäre, und 50 000 Missionare, wenn wir nur einen Missionar für 20 000 Nichtchristen annehmen. Aus den Statistiken ergibt sich, daß in Holland 600 Katholiken auf einen Priester entfallen, in England 770, in Frankreich 1060, in Deutschland 1142, in Belgien 1240 usw. In manchen Teilen der süd- und zentralamerikanischen Republiken und den Philippinen muß ein Seelsorger 6000 und mehr Katholiken betreuen. Den Priesternachwuchs zu fördern muß daher die erste Sorge der bischöflichen Oberhirten sein.

Kardinal Maurin eröffnete in Lyon den 4. Nationalkongreß für Priesternachwuchs in Frankreich. In seiner Eröffnungsansprache richtete der Generaldirektor der Lyoner Diözesanwerke einen Aufruf an die Jugend, deren Hilfe die Kirche Frankreichs so sehr bedarf.

Vergißmichicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 12

Dezember 1929

47. Jahrgang

Die mystische Wurzel

Weihnachtslied aus dem Jahre 1625

Von Jesse kam ein' Wurzel zart,
Daraus ein Zweig von Wunderart;
Der Zweig ein schönes Röslein bringt,
Das wunderbar dem Zweig entspringt.

Die Wurzel der Stamm Davids ist,
Maria, du das Zweiglein bist,
Dein Sohn die Blum', die schöne Ros',
Ist Gott und Mensch in deinem Schoß

Aus dir der heil'ge Geist allein
Erschaffen hat das Kindelein,
Gleichwie allein der Sonne Kraft
Die Rosen aus dem Zweiglein schafft.

O Wunderwerk, auf einem Stiel
Steh'n Röslein und Blätter viel;
O Wunderwerk, in Gottes Sohn
Sind zwo Naturen, ein Person.

Rot ist die Ros', grün ist das Blatt,
Die beide doch ein Zweiglein hat;
Also man zwo Naturen find't
Und ein' Person in diesem Kind.

O Zweig, dich ziert die schöne Blum',
Dir bringt die Ros' Lob, Ehr und Ruhm.
Die Ros' das Zweiglein nicht entstellt,
Dein Jungfrauschaft dein Kind erhält.

Weihnachtsgrüße und Weihnachtswünsche

In diesem Jahre schickt der Vergißmeinnicht-Schreiber allen lieben treuen Lesern und Förderern wieder einen Weihnachtsbrief, der zugleich ein Wunschzettel ist. Vor allem aber recht herzlichen, schönen Weihnachtsgruß! Allen unseren lieben Lesern und Freunden, Wohltätern und Helfern soll das liebe Christkind ein recht frohes Weihnachtsfest und einen wahren Christtag schenken. Nicht an irdische Gaben in großer Fülle und von großem Werte denkt der Schreiber; sondern an den echten Weihnachtsfrieden, wie er vom Himmel kommt und den jeder vom Heiland haben kann, der einen guten Willen hat. „Du liebes Kind in der armen Krippe, schenk diesen Frieden allen, allen Menschen!“

Im vergangenen Jahre sind manche Katastrophen über die Menschheit hingebraust, Unwetter, Unglücksfälle, Krankheiten. Vielleicht ist mancher von unseren Freunden mitbetroffen worden, wurde sein Kreuz dadurch schwerer. Lieber Freund, willst du in deinen Nöten zuerst das Gute abschaffen, die guten Werke unterlassen, damit du Erleichterung zu verspüren glaubst? Willst du, um zu sparen, das Blättchen abbestellen, mit dessen Halten du das Missionswerk unterstütztest bisher? Willst du den armen Heidenchristen und Missionaren die geringe Unterstützung entziehen, weil dir vielleicht das Vergißmeinnicht mit seinem Inhalt nicht immer paßt. Weil es vielleicht nicht so arg neu-modisch ist, oder keine so interessanten Modelbilder hat. Weil es im hausbakenen Tone immer zu dir redet und sehr oft ernste Töne anschlägt. Liebe Freunde, allen kann man es nicht recht machen, das weiß am besten der, der mit der „Kundschaft“ umzugehen hat. Aber vergessen wir doch nicht den Zweck, die Mission zu fördern dabei, das Werk der Priesterberufe zu fördern und so den Willen und oft ausgesprochenen Wunsch des Hl. Vaters zu erfüllen.

Liebe Leser, mein Wunschzettel für unser Missionswerk würde sehr lang werden, doch will ich nur auf einige wichtige, notwendige Angelegenheiten hindeuten. So brannte uns im Noviziats Hause das große Ökonomiegebäude samt Inhalt ab und nur das Vieh konnte mit großer Mühe gerettet werden. So sind mehrere unserer notwendigen Anstalten so sehr reparaturbedürftig, so ist die Unterhaltung unserer zum allergrößten Teil armer Missionsstudenten, die zumeist aus euren Kreisen stammen, liebe Leser, eine große, ernste, schwere Sorge der Vorsteher dieser Anstalten. So tragen wir noch schwer an dem Missionspriesterseminar, das außerordentlich notwendig war und das trotz seines imposanten Außeren von großer Einfachheit ist. Auf den Nachwuchs unserer



Ein Gruß kam uns aus Engelsmunde
Und eine Botschaft höchster Art;
Mit Freuden hört das Volk die Kunde,
Die Bethlehems Hirten einstens ward:

„Es ist in Davids Stadt euch ferne
Geboren, der erlöst die Welt;
O glaubt es, geht und folgt dem Sterne
Dess' Glanz auf seine Krippe fällt!“

Das ist die Botschaft, die voll Segen
Jahrtausende schon tönet fort.
Wenn wir sie feiern, ist allwegen
Jed' Blum' und jede Frucht verdorrt.

Doch in den Herzen zieht uns allen
Des Christkinds Huld und Liebe ein.
Drum laßt vor ihm uns niederfallen
Und uns dem Herrn zum Christfest wei'hn.

Priester- und Brüdermissionare muß nun einmal das höchste Gewicht gelegt werden; denn wiederum soll unserer Kongregation durch den Willen Roms ein neues, zum allergrößten Teil noch unkultiviertes Missionsgebiet anvertraut werden. Liebe Freunde, ist es da unbescheiden, wenn ich bitte, daß wenigstens jeder Leser noch einen Abonnenten für das Vergißmeinnicht gewinnt aus obigen Gründen; daß jeder Abonnent ein kleines Weihnachtsalmosen spende aus Liebe zum Kinde in der Krippe. Über 300 Ordensmitglieder, über 300 Missionsstudenten beten täglich für die Wohltäter; halten jeden Monat Novenen für sie, täglich lesen Priester heilige Messen für unsere Wohltäter, ungezählte Kommunionen werden aufgeopfert, alle unsere Förderer, Freunde und Wohltäter bilden mit uns eine große Interessengemeinschaft, eine große Familie. Möge es im neuen Jahre so bleiben. Mögen alle die Freude des Wohltuns empfinden, besonders in der Zeit, wo das Wunder der Erlösung sich vollzog in der gnadenreichen Weihnachtszeit.

Mit herzlichen Missionsgrüßen

der P. Schriftleiter.

Das Christkindlein hat's gebracht

An einem Weihnachtsabend befand sich in Paris eine arme Witwe mit ihrem einzigen Kinde hoch oben auf ihrer engen Dachstube. Das Kind war ein Knabe von fünf Jahren. „Mutter!“ unterbrach dieser auf einmal die traurige Stille, „ich habe Hunger.“

„Warte bis morgen, mein Karlchen“, antwortete diese, „vielleicht zahlt man mir einen Vorschuß auf meine Arbeit für die künftige Woche.“

„Aber ist denn nicht heute Weihnachtsabend?“

„Ja, mein Kind.“

„Bringt denn das liebe Christkind nichts?“

„Ja, mein Engel.“

„Legt es nicht schöne Sachen in die Schuhe der braven Kinder? Ich will auch meine Schuhe an das Feuer setzen, und das liebe Christkind wird mir auch etwas hineinlegen.“

„Ich zweifle“, sagte die arme Mutter halblaut für sich, „daß das Christkind so hoch hinaufsteigt bis in unsere Dachstube; dann sind aber auch deine Schuhe so sehr zerrissen, daß man garnichts hineinlegen kann.“

Aber Karl hörte nicht auf seine Mutter, zog seinen kleinen Schuh aus und setzte ihn trotz der vielen Risse und Löcher mit ernstem Vertrauen an den kalten Herd; dann wandte er sich wieder zu seiner Mutter und wiederholte mit schmerzlicher Stimme: „Mutter, ich habe Hunger!“

Das arme Weib verschlang ihre Tränen, preßte den hungrigen Knaben in ihre Arme, schaukelte ihn auf dem Stuhle, und sang dazu, um ihn einzuschläfern, ein Weihnachtslied. Der Kleine seufzte, verbarg seinen Kopf an der Brust seiner Mutter und fiel, sei es aus Müdigkeit oder Schwäche, bald in süßen Schlaf, aber der Mutter Schmerz wachte um so stärker auf. Sollte ihr einziges Kind sterben vor Not an dem schönen Festtage der Kinder, sollte sie nicht lieber Betteln gehen auf den Straßen der Stadt, um in sein armes, zerrissenes Schühchen ein kleines Geschenk hineinlegen zu können?

So dachte die arme Mutter, legte den schlafenden Knaben in sein Bett, deckte ihn warm zu, nahm Hut und Mantel, schloß vorsichtig die Türe und ging hinaus auf die Straße. Draußen war alles Fest und Freude, Pracht und Reichtum strahlten ihr von allen Seiten entgegen. Die Ladenbesitzer hatten am Weihnachtsabend ihre Schaufenster mit den herrlichsten Sachen ausgeschmückt um die Käufer anzulocken. Kinderspielzeuge in tausendfältiger Auswahl, Christbäume mit goldenen Äpfeln, Nüssen und feinen Bonbons behangen, süße Kuchen usw. strahlten im hellsten Lichtglanze hinter den kristallinen Fenstern und eine lachende fröhliche Menge wogte durch die Straßen auf und ab.

Gewiß vermutete keiner von allen, daß ein so trostloses, elendes Geschöpf sich unter ihnen befand, wie jene arme Mutter. O, hätte sie nur über einen einzigen Groschen verfügen können für eine kleine Bescherung in das Schühchen ihres hungrigen Kindes! Die hilflose Mutterliebe hatte sie hinausgetrieben zum Betteln; aber jetzt, umgeben von Reichtum, Glanz und Freude, versagten ihr die Kräfte, die Hand auszustrecken und den Mund zu öffnen. Sie war Witwe eines ehrsamten Handwerkers, Krankheit und Leiden hatten ihre Kräfte zerstört, und so war sie dem Elend unterlegen; aber die Erniedrigung einer Bettlerin hatte sie noch nicht empfunden, und ihr ganzes Gefühl sträubte sich dagegen. Doch sie war Mutter, der Knabe war ihr einziger Trost, der ihr übriggeblieben; sie hätte den letzten Blutstropfen für ihn vergießen können. Da sah sie mehrere feingekleidete Herren, in heiterer Laune mit einander plaudernd, auf sich zukommen; sie raffte ihre ganze Kraft zusammen, streckte ihre Hand aus und bat mit zitternder Stimme: „Für mein armes Kind, wenn es Ihnen gefällig ist.“ Aber in demselben Augenblicke fühlte sie eine schwere Hand auf ihrer Schulter, und eine rauhe Stimme hinter ihr rief: „Sie betteln! Im Namen des Gesetzes sind Sie arretiert!“

Erschreckt blickte sie um sich, und sah einen Polizeibeamten neben sich stehen. Sie bat und flehte: „Lassen Sie mich gehen, mein Herr, ich bin die Mutter eines armen Kindes, das nichts auf der Welt hat als mich allein, und das vor Hunger und Leid sterben wird, wenn es beim Erwachen mich nicht findet.“

Dener ließ sich nicht erweichen. „Sie haben gebettelt, wir kennen

nur unsere Befehle, Sie müssen sich morgen bei dem Kommissar verantworten!“

Betäubt und fast sinnlos vor Schmerz mußte sie ihm auf die Wache folgen. In dem dunklen Raume, worin sie die Nacht verbrachte, fiel ihr wieder das Weihnachtslied ein, womit sie ihr hungriges Kind in den Schlaf gesungen hatte; sie empfahl ihren Sohn dem Schutze des Jesukindes und tröstete sich selbst mit der armen, unwürdigen Wohnung, worin das göttliche Kind seine ersten Tage zugebracht hatte. Die Nacht schien ihr eine Ewigkeit zu dauern. Am anderen Morgen wurde sie sofort dem Kommissar vorgestellt, der ihr sofort die Freiheit wiedergab. Mit klopfendem Herzen eilte sie ihrer Wohnung zu. Die Pförtnerin öffnete ihr, und fragte wohlgefällig lächelnd: „Warum sind Sie denn nicht zum Weihnachtschmaus gekommen?“

Die Mutter glaubte verhöhnt zu werden und eilte um so rascher auf ihre Dachstube. Die Thür war offen, das Feuer angezündet! Mehrere Flaschen Wein standen auf dem reinlich gedeckten Tische, ein Gänsebraten auf einer Schüssel daneben und eine dicke Wurst hing über dem Herde. Die erstaunte Mutter trat an das Bett zu ihrem Karl.

„Mutter“, sagte der Kleine, „ich wache eben auf, aber ich bin auch diese Nacht aufgeweckt worden.“

„Durch wen denn?“

„Das Christkind hat großes Geräusch gemacht; ich glaube nicht, daß es allein war; ich hörte ein starkes Geräusch von Stimmen und Tritten; das hat eine halbe Stunde gedauert, und ich würde mich sehr wundern, wenn es nach einem so langen Aufenthalte mir gar nichts zurückgelassen hätte in meinem Schuh!“ Die Mutter führte ihren Kleinen an den Herd; in dem zerrissenen Schühchen lag ein kleines Portemonnaie mit Geld und dabei ein Zettelchen mit den Worten: „Das Christkind hat's gebracht!“

Der Knabe fand das göttliche Geschenk ganz natürlich und fing an, das schöne Weihnachtslied seiner Mutter zu wiederholen. Die Mutter war jedoch bemüht, das Geheimnis aufzuklären, da sie in ihrem Zimmer einen starken Brandgeruch verspürte. Die Pförtnerin gab ihr Aufschluß. Der reiche Mieter auf der ersten Etage hatte nach Pariser Sitte einen Weihnachtschmaus veranstaltet. Zum Unglück war Fett in das Feuer gefallen und die Flamme hatte den Ruß im Kamin angezündet. Um der Feuergefähr vorzubeugen, war man sofort in die Dachstube geeilt und hatte den Kamin zugedeckt. Dort fand man das leere Schühchen und den kleinen Knaben, der in seinem Bette halb wachend, halb träumend das Jesuskind anrief. Die Unschuld hat einen unwiderstehlichen Reiz. Nachdem die Feuergefähr vorüber, wollten die reichen Gäste nicht zu ihrem Feste zurückkehren, ohne vorher in der armen Dachstube die Stelle des Christkindes vertreten zu haben.



Zum 25jährigen Bischofsjubiläum des Bischofs Dr. Delalle, Apost. Vikars von Natal. Festlicher Empfang auf einer Missionsstation in Südafrika.

Eucharistischer Kongreß in Südafrika

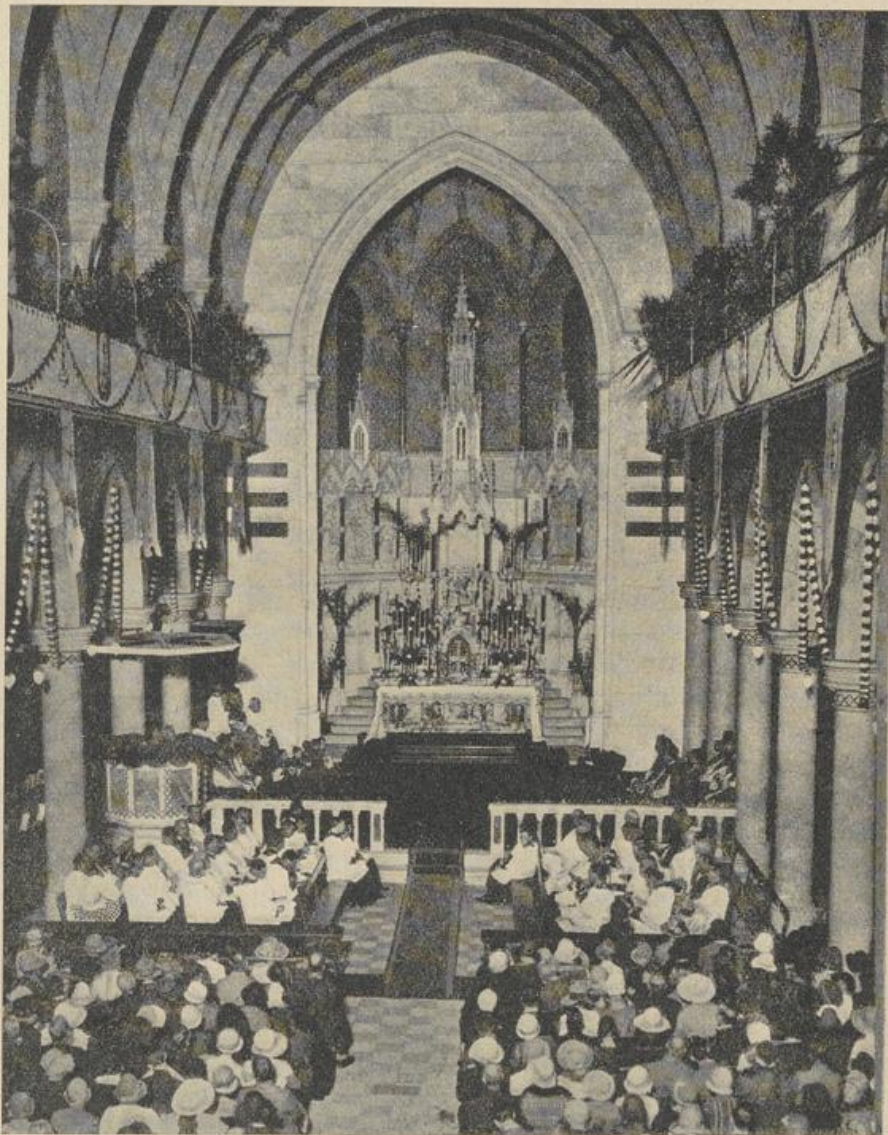
In der Fronleichnamsoctav fand in Durban der erste sog. nationale eucharistische Kongreß statt. Nach den Mitteilungen unserer Missionare, die sich ebenfalls lebhaft daran beteiligten, war am Vorabend des Fronleichnamfestes Eröffnungspredigt mit feierlichem Segen in der für diese Feiertage eigens restaurierten St. Emanuels-Kathedrale von Durban. An den folgenden vier Tagen fand Generalkommunion statt in allen Kirchen der Stadt. Am Hauptfesttage war feierliches Pontifikalamt mit Kinderkommunion. Während dieser Tage fanden täglich mehrere eucharistische Vorträge in Englisch, Französisch,



Die Hochwft. Herren Bischöfe und Prälaten zum Besuche in Mariannhill

Indisch und Zulu statt. Am Schlußtage zelebrierte der Jubilarbischof Delalle von Natal das Pontifikalamt. Hierauf fand die hochfeierliche Sakramentsprozession statt, der die Schlußversammlung folgte, der alle Teilnehmer beiwohnten. Das feierliche Te Deum beschloß die herrlichen Tage. Leider war der Apostolische Delegat und auch der Seniorbischof Mac Sherry von Port Elizabeth durch Krankheit an der Teilnahme verhindert.

Die gotische Kathedrale erwies sich als viel zu klein für die für afrikanische Verhältnisse überaus große Zahl von 15 000 Teilnehmern. Unter den Predigern zeichnete sich Msgr. Dr. Kolbe von Kapstadt, Dr. O Shea und P. Corrish, S. J. aus. Prediger für die Eingeborenen-Sektion war Bischof Fleischer R. M. M. in der St. Paulskirche in Greyville, wo die eingeborenen Katholiken aus ganz Südafrika ver-



Pontifikalamt in der bischöfl. Kathedrale in Durban, Südafrika

sammelt waren. Außer dem Bischof und zwei Oblatenpriestern, sprach hier lange und eindringlich P. Vitalis Jurg, R. M. M. über das eucharistische Festthema. Unsere Mission war auf dem Kongreß besonders stark vertreten. Etwa 12 000 Katholiken zählte die Schlußprozession. Bischof Cenez von Basutoland und Bischof Spreiter von Zululand waren ebenfalls herbeigeeilt und trugen bei der Prozession abwechselnd das Sanctissimum.

Der Kongreß war nicht nur ein Ereignis für das katholische Südafrika, sondern auch für die zahllosen Zeugen der Feier, aller Rassen und Klassen, Farben und Zungen unter dem Kreuz des Südens. Die öffentlichen Verkehrsinstitute, Eisenbahn und Schiffsgesellschaften, waren sehr entgegenkommend und gewährten große Ermäßigungen zum Teil bis 50 Prozent. Alles in allem kann man sagen, daß reges religiöses Leben in den emporblühenden Missionsländern herrscht. Christus gestern, heute und in alle Ewigkeit! —

Aus dem Schatzkästlein teurer Erinnerungen

Schluß

Von Schwester Engelberta, C. P. S.

Nicht nur Rinder, Blumen und Obstbäume gab es in Maria Loreto, sondern auch ein Gemüsegärtchen hinter dem runden Kraal und rechts und links, wenn man bei dem Tore eintrat, breiteten sich ziemlich große Felder aus, wo Mais, Kartoffeln, Bohnen und Erbsen gepflanzt waren. Diese Gartenarbeit gehörte zum Schulunterricht nebst den anderen schönen Handarbeiten, wie Korbflechterei usw. Mit Gottes Hilfe haben unsere Kinder auch immer gute Fortschritte in allen Fächern und Prüfungen gemacht. Die englischen Schulinspektoren waren immer gute Freunde mit uns „Montainsisters“ (Bergschwestern) wie sie uns nannten, und mit den Schülern vom Monte Loreto. Nun, jedenfalls geht jetzt alles in noch größerem Maßstabe voran — es werden noch viel mehr Kinder, als wir hatten, da oben im Kirchlein Loreto aus und eingehen und die schönen Tannen und Fichtenbäume, die den ganzen Garten umgeben, werden schon hoch gewachsen sein. So habe ich nun im Geiste wieder einmal unser trautes Maria Loreto besucht und den freundlichen Lesern alles gezeigt, was es dort Schönes gibt und hoffentlich den lieben Wohltätern der Mission Freude und Trost bereitet. Ich habe mir, bevor ich fort ging, noch von allen Seiten des Berges Photographien gemacht, dieselben jetzt zu einem ganzen vereinigt und ein großes Bild davon gemacht. Mir ist dieses Bild ein Trost und eine Freude und beständige Erinnerung für mein liebes Zuluvolk zu beten, denn mehr kann ich nicht für sie tun.

So nehmen wir denn Abschied von dem lieben Kirchlein, welches zuweilen am frühen Morgen ganz und gar in weiße Nebelwolken gehüllt ist. Nur das Türmchen und der halbe Bau des Kirchleins ist dann sichtbar und sieht es dann aus, als ob es ganz in den Wolken

schwebe, so recht das heilige Häuschen, wie es Engelshände durch die Wolkengebilde trugen.

„O heilig Haus von Nazareth
Von Paradiesesluft umweht,
Dich trug ein singend Engelheer
Gerüber über's weite Meer.“

So kam es mir immer unwillkürlich in den Sinn, wenn ich so unsere Engelsburg in den Wolken schweben sah.

Doch laßt uns weiter gehen, wir können nicht auf dem Wege, den Berg herab, stehen bleiben. Dem Fließchen entlang kehren wir nach Maria Centocow zurück. Ich möchte auch dort einmal einen kleinen Besuch machen und schauen, ob alles noch am alten Fleck ist. Fast zwei Stunden zu Fuß müssen wir wandern, bergauf und bergab und eine Zeitlang auf ebenem Bergrücken, von wo wir einen letzten Blick zum Kirchlein hinüber werfen können, dann geht es schnell steil hinunter, wo wir schon die Spitze des hohen Kirchturmes von der Station Centocow sehen.

Die geehrten Leser des Vergißmeinnicht kennen bereits unser liebes Centocow, ich habe schon oft und viel davon geschrieben. Gegründet wurde es im Jahre 1889. Centocow nannte es der hochselige Stifter, Abt Franz Pfanner, nach dem berühmten polnischen Gnadenort des gleichen Namens. Die Station liegt in einer ausgedehnten Talebene, nahe am Umzimkulu, einem großen, rauschenden Flusse.

Sie wurde bald unter der umsichtigen Leitung des seeleneifrigen P. Gerard Wolpert, des späteren Abtes von Mariannhill, eine der schönsten und blühendsten Missionsstationen. Sie ist malerisch an einem terrassenförmig sich erhebenden Hügel gelegen. Den Mittelpunkt bildet die im Jahre 1892 erbaute Kirche und da dieselbe im Laufe der Zeit bald wieder zu klein war, entstand etwas höher gelegen die neue große Kirche im Jahre 1912. In nächster Nähe des ersten Kirchleins finden wir die Knaben- und Mädchenschulen, das Marienhaus und verschiedene Gebäulichkeiten. Das Rektorat steht oberhalb in einem freundlich angelegten Gärtchen. Die Kirche umgibt ein schmuckes Blumen- gärtchen. Rechts und links die lustige Anhöhe hinauf, sowie im Hinter- grund umrahmen die Station ansehnliche Waldanlagen. Gegen Osten steht die Mühle nebst einigen Werkstätten und Oekonomiegebäuden in der Nähe des Wasserfalles, während wir unten im Tale am rechten Ufer des Umzimkulu eine wohlgepflegte Baumschule, Gärten und Getreidefelder finden. Einen Kilometer von der Station entfernt liegt ein ansehnliches, weitzerstreutes Christendorf und wenn wir von Maria Loreto nach Centocow heimkehrten, kamen wir dort durch. An Sonn- und Feiertagen strömen zahlreiche Christen und Katechumenen von beiden Seiten des Umzimkulu zum Gottesdienste herbei. O, ich kenne

mein Centocow, jedes Plätzchen, bin nicht umsonst 36 Jahre daselbst gewesen, gleichsam mit aufgewachsen unter dem Zuluvolke dort.

Ich habe die Station mit angefangen und immer mehr zunehmen sehen und war glücklich und zufrieden. Seeleneifrige Missionare, freundliche Brüder, fromme Schwestern waren dort in Centocow, die meisten waren viele Jahre daselbst und haben ihre Jugendkräfte der Mission geschenkt. Viele Knaben und Mädchen wurden von klein auf dort erzogen und aus den guten großen Schulen in Centocow sind schon manche eingeborene Lehrer und Lehrerinnen herangebildet worden.

Gewiß, es war sehr schön in Centocow, doch ich zog die letzten Jahre den stillen Bergfrieden auf Maria Loreto dem lebhaften Getriebe auf der großen Station vor. Da das an und für sich recht traute, eisenumrannte Schwesternhaus so mitten im Zentrum lag, gab es hier kein stilles Plätzchen mehr. Oft ging ich auch tiefer hinab bis an das Ufer des silberschäumenden Umzimfulu, wo ich zur Ferienzeit oft unter einem großen, schattigen Baume saß. Da führte auch der Weg am stillen Gottesacker vorbei, wo gar viele fromme Seelen ihrer Auferstehung harren. Auch heute, wo ich im Geiste dem alten lieben Centocow einen Besuch gemacht habe, will ich diese mir wohlbekannten Gräberreihen durchgehen.

Noch bin ich nicht am Ende, ich kann mich noch nicht so schnell losreißen von dem trauten Fleckchen Erde, wo ich so lange, lange geweilt. Hinüber muß ich über den breiten, schäumenden Umzimfulu und in langen Schlangenwindungen einen Weg verfolgen, bis hinauf auf einen hohen Berg, gerade die entgegengesetzte Richtung von Maria Loreto.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab;
Drunten singt bei Wief' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Ja, da bin ich nun bei unserm lieben Kirchlein „Königin der Engel“. Ich will mich nicht lange aufhalten, nur ein kleiner kurzer Besuch, denn das Bild dieses lieben, aus Quadersteinen massiv erbauten Kirchleins ist mir tief ins Herz gegraben, sodaß ich es ganz genau kenne, obwohl es nicht meine Station und Schule sondern der Wirkungskreis der guten Schwester Domitilla ist.

Mit der Gnade Gottes aber hatte ich doch auch ein wenig Verdienst an dem Entstehen dieser so segensreich wirkenden Außenstation von Centocow und ich weiß, wieviel Opfer und Arbeit es den Missionaren gekostet hatte, die etwas hartherzigen Amakufa hier an dem mächtigen Glabeniberge beim Urwald zu bekehren. Ganz wunderbar hatte die liebe Muttergottes, gleich auf den ersten Artikel, den ich damals an die lieben Leser des Vergißmeinnicht richtete und von der Notwendigkeit

dieses Missionskirchleins und der Missionschule sprach, eine edle Wohltäterin aus Amerika erweckt, die nicht müde wurde, für dasselbe zu sammeln und zu sorgen und die Stifterin der „Königin der Engel“ wurde. Sie selbst hat dem Kirchlein den Namen gegeben. Viele gute Frauen aus Brooklyn kennen dieses Kirchlein und die armen Kinder am Engelsberg und sie werden sich freuen, wenn ich ihnen wieder etwas davon schreibe. Wenn sie das Bild sehen würden, wie schön es um das Kirchlein herum geworden ist, da wo einst nichts stand als nur Felsblöcke und Steinhäufen. Wie die zwei Schwestern und Kinder gearbeitet haben, um den Garten so schön und nützlich zu gestalten.



In der Missions-Waschanstalt in Mariannhill

Wie die Bäume und Blumen so prächtig blühten, sodaß auch die Königin der Engel gewiß ihre Freude daran haben konnte, besonders wenn so viele Kinder mit reinem Herzen und fröhlichem Lachen in diesem Garten vor ihrem Heiligtum sich lustig tummelten.

Viel schöner, als ich das Bild nach Photographie gemacht habe, ist es dort oben und vom Portale der Kirche aus kann man weit, weit sehen bis in die Mission von Centocow hinüber und tief hinab zum mächtigen Fluß Umzimfulu. Viele Kraalhütten sind rund herum, jetzt wohnen dort Christen und Katechumenen. Im Hintergrund aber liegt der große Urwald. Wie ich zu meiner Freude gehört habe, geht dort Mission und Schule gut voran. Möchten auch jetzt noch hie und da die lieben Wohltäter dem Hochwürdigen Pater Missionar etwas zur

Bekleidung der Allerärmsten in Maria Loreto und Engelosini nach Centocow senden. Ihr Werk steht und blüht, die Wohlthaten waren nicht umsonst gespendet und viele hl. Messen und hl. Kommunionen wurden seit der Zeit, wo das Kirchlein steht, aufgeopfert für die lieben Wohltäter in der Heimat.

Lebe wohl, trautes Kirchlein am Engelsberg! Engelosini, so nannten die Leute den Berg zuletzt, weil sie wußten, daß die Kirche der „Königin der Engel“ geweiht war. Mögen die hl. Engel nimmer weichen aus dem trauten Heiligtum! Doch laßt uns weiter gehen, zu lange schon bin ich fern vom heiligen Bergfrieden am Kilimanjaro. Wenn man alt wird, läßt man sich gern zu einer Rast nieder. Es wäre nichts mehr für mich, das Auf- und Absteigen und ich fühle mich so wohl in meiner stillen Kause hoch oben, in der Veranda mit der herrlichen, hochinteressanten Aussicht, wo ich weiter nichts mehr zu tun habe als zu beten und wie schön läßt sich hier beten und betrachten!

Meine Beschäftigung ist dann zeichnen, malen, das Kirchlein und unser Heim schmücken, photographieren und schreiben zur Ehre Gottes und den lieben Lesern des Vergißmeinnicht und anderer Missionsblätter und Zeitschriften etwas zu erzählen, das tue ich noch fleißig zum Lobe Gottes, für die Ausbreitung der Missionen, zur Erweckung heiliger Missions- und Ordensberufe, zum Troste unserer geehrten Missionsfreunde und nicht zuletzt auch zum Danke für die edlen, lieben Wohltäter, die wir bitten, uns immer helfend zur Seite zu stehen und das hl. Missionswerk, sei es in Südafrika, Osten oder Westen, wo immer Missionen sind zu unterstützen. Für heute will ich Schluß machen und Abschied nehmen von Südafrika, meinem früheren Wirkungskreis, von der großartig entwickelten Mission Mariannhill und seinen vielen schönen Stationen. Einstweilen ziehe ich mich wieder zurück in meine stille Kause. Vor meinem Schreibtisch hängt ein hübsches, von mir selbst auf Leinwand gemaltes Bild. Es stellt den holdseligen Knaben Jesus als kleinen Hirten unter den schattigen Ästen eines alten knorrigen Baumes dar; rings um ihn eine weiße Schafherde. Segnend breitet das göttliche Kind seine Arme darüber aus.

„Der Herr ist mein Hirte und nichts kann mir fehlen
Auf seiner Weide läßt er mich rasten.“ (Ps. 22. 1.)

Helf uns Gott den Weg zur Heimat
In dem Erdentale gehen;
Betet für mich armen Schreiber!
Gott zum Gruß! Auf Wiedersehen!

Priesterweihe

Die ersten Priester sind im Laufe dieses Jahres aus dem Pius-Seminar unserer Kongregation hervorgegangen. Es sind die ersten Sendboten, welche diese Pflanzstätte hat hervorsprießen lassen. Möge sich die Zahl im Laufe der kommenden Jahre vervielfältigen.

In das Frührot des Lebens schrieb Gott in die Seele des Knaben: „Introibo ad altare Dei! — Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu



Unsere Neupriester in Mariatal, Südafrika
Hochw. P. Streit, Mennekes und Martin

Gott, der meine Jugend erfreut!“ Und während andere Jugendliche sich mit dem Goldring der ersten Liebe schmücken, sehnen sich andere Jünglinge, Priesterjünglinge, nach dem edlen Golde des Opferfeldes um die schimmernde Hostie überall hinzutragen, wo fromme Seelen sich dem Heiland öffnen. Und dann steht der Priester am Ziel. Die Heimat windet Kränze. Schön ist's Priester zu sein. Drei Opfergaben trägt er in den Händen: Gebet, Leiden, Liebe. Sein priesterlicher Weg führt ihn durch Städte, Dörfer des nahen und fernen Heimatlandes und dann vielleicht weit über Länder und Meere ins Heidenland, in die Mission. Der Heiland aber ist des Priesters Weggenosse. Ehrfurcht



Die ersten Neupriester vor dem Pius-Seminar mit dem Hochw. P. Rektor

wird sich vor dem Priester ausbreiten, aber auch die Dornenkrone winkt, kommt näher, drückt sich tief in seine Stirne. Mancher, der in der Stille und Tiefe des Beichtstuhles Trost und Frieden suchte und fand, kennt in der Öffentlichkeit den Priester nicht mehr wenn er ihm begegnet. Die Güte und Menschenfreundlichkeit leuchte aus des Priesters Antlitz. Feuerflammen des göttlichen Herzens schlagen zusammen mit den Flammen der Gottes- und Nächstenliebe des Priesters in einer großen Lohe gen Himmel.

Neugeweihter! Die Hände wurden dir gesalbt, daß du sie falten sollst. Die Stola trägst du wie ein Kreuz auf die Brust gelegt, daß du leiden mußt, daran denke. Den Friedensfuß hast du erhalten vom Bischof, denke daran, daß du alle lieben mußt. — Und auf deinen Grabstein schreibe man einst: Er war ein Priester nach dem Herzen Gottes!

Kleidung und Nahrung der Eingeborenen

Schluß

Von P. J. Schwemmer, R. M. M.

Bunu, ein Swazikönig fragte einmal seine Krieger: „Wer von euch kann am meisten essen?“ Ein großer starker Kerl trat vor und behauptete, daß er diesen Ruhm beanspruche. Darauf ließ der König ein Viertel von einem Ochsen bringen und befahl dem Krieger, diesen „kleinen Braten“ in einer Nacht aufzuessen. Keiner der anwesenden Krieger machte dem „Helden“ diesen Ruhm streitig. Offenbar war so ein „Braten“ doch eine etwas starke Zumutung für einen Schwarzenmagen. Der Held aber setzte sich hin und aß die ganze Nacht hindurch natürlich unter Bewachung. Als die Sonne aufging, war vom Fleisch des Ochsenviertels nichts mehr zu sehen. Als die Boten des Königs zur Walstatt kamen, um sich nach dem Verlauf der Angelegenheit zu erkundigen, war der „Eßkünstler“ gerade daran, das Mark aus den Knochen herauszubereiten.

Wie gesagt, schlachtet der Schwarze kein Stück Vieh, wenn es nicht gerade durch eine Feierlichkeit, wie bei einer Hochzeit gefordert wird. Wenn aber ein Stück Vieh zugrunde geht, so gibt das ein großes Festgelage. Es gibt keine Krankheit am Tiere, die den Schwarzen vom Genuß des Fleisches abhalten würde. Alles, was sich von einem Tiere beißen läßt, wird gegessen. Nur das Gehirn und den Höcker eines Ochsen ißt man nicht, weil dem eine abergläubische Furcht zugrunde liegt. Man glaubt durch den Genuß des Gehirnes „viehische

Ideen“ zu bekommen und wer einen Höcker essen würde, würde auch mit so einem Gebilde am eigenen Leibe bedacht.

Wenn nun einem Kraalherrn ein Stück Vieh auf der Weide gefallen ist, entweder durch Krankheit oder ein Unglück, dann ziehen die Bewohner des Kraales und die herbeigeeilten Nachbarn mit Kochtöpfen zur Stelle, wo das Tier liegt. Dort wird dem Tier sofort die Haut abgezogen, was die Schwarzen sehr schnell und kunstgerecht fertig bringen, oft nur mit wenig geeigneten Instrumenten. Die Weiber fangen sofort an, ein Feuer anzufachen und Wasser zu holen und sofort wird Fleisch gekocht. Aber das geht so manchem Schwarzen zu lange her und er nimmt ein Stück Fleisch, versengt es etwas in der Feueröglut und ißt das Fleisch halbroh. Dabei geht es schon häufig sehr lau und lustig her. Wenn man das an Ort und Stelle gekochte Fleisch verzehrt hat, zieht man nach Hause, wobei die Weiber die Fleischstücke auf den Köpfen tragen. Daheim versammelt sich die ganze Nachbarschaft und nun gibt es ein großes Gastmahl, bis alles aufgegessen ist. Natürlich fehlt beim jungen Volk der Tanz nicht. Wenn also einem Kraalherrn ein Stück Vieh zugrunde geht, so ist das für sein Haus und die Nachbarschaft ein Anlaß zur Freude, sodaß so manchesmal einem nach Fleisch lüsternen Schwarzen der unchristliche Gedanke aufsteigen mag, es möchte doch irgend einem Nachbarn ein Stück Vieh krank werden. Doch diese Wünsche erfüllen sich nicht so häufig und so muß sich der Eingeborene meist mit Vegetarianerkost begnügen. Er hat immerhin noch einen, wenn auch einfachen, so doch reichhaltigen Küchenzettel. Hier folgen einige Gerichte:

1. Isjingi: Mischung von Kürbis und Süßkartoffeln mit geschrotenem Mais oder Rafferforn, zu einer Art Brei gekocht.

2. Ihambazi: Brei aus reifem Rafferforn oder Mais.

3. Umdokwe: Eine Art Brei aus unreifem Rafferforn hergestellt.

4. Umbaquanga: Dicker, klumpenförmiger Brei aus geschrotenem Mais gekocht.

5. Isinkwa: Eine Art Brot, aus gekochtem und geschrotenem Mais gebacken; sehr schwer verdaulich für Europäer.

6. Isigabane: Eine besondere Art Rafferforn, mit kurzem Halm und langen Dolden.

7. Isikwebu esozimweyo: Maiskolben, in frischem noch nicht ganz reifem Zustand, über dem Feuer geröstet. Auch bei Europäern beliebt.

8. Imifino: Ein wild wachsendes Gemüse; gewöhnlich werden nur die Blätter genommen, seltener auch die Stengel. Das Gemüse wird gekocht.

9. Ubatata: Süßkartoffel.

10. Umadumbi: Knollengewächs, eine Nachtschattenart. Nur die Knollen werden gegessen. Eine sehr beliebte und hochgeschätzte Speise bei den Eingeborenen.

11. Umbondwe: Knollengewächs; wird als Gemüse gekocht, nur die Knollen.

12. Ubontshisi: Bohnen.

13. Indhlubu: Eine Erdnußart, sehr viel gepflanzt von den Eingeborenen

14. Imbumba: Eine Art kleiner Bohnen, sehr beliebt.

15. Amatanga: Kürbisse, Wassermelonen.

16. Umabece: Eine Art kleiner Melonen, meist gekocht gegessen.

17. Umakabe: Junger Mais, junge Kartoffeln, junge amadumbi.

18. Umaselwa: Früchte einer bestimmten Pflanze, werden nur in ganz frischem Zustand gegessen.

19. Ikowe: Ein großer, eßbarer Pilz, Farbe weiß, Aussehen flach.

20. Umasi: Sauermilch.

21. Isitubi: Brei, gemacht aus Maisbrot und frischer Milch.

22. Ulaza: Rahm.

23. Utshwala: Bier. (über Herstellung siehe unten.)

24. Imvingi: Speise, bereitet aus Mais und Raffernkorn, durchmengt.

25. Isibhebe: Brei aus hartem Mais mit Raffernkorn durchmengt.

27. Innhama: Fleisch aller möglichen Tiere.

28. Izimponi: Vögel.

Die Schwarzen genießen keine Milch im frischen Zustand. Sie lassen die Milch in großen Gefäßen sauer werden. Der eigentliche Milchbehälter ist aber der Milchsack, aus gegerbtem Fell hergestellt. In diesem Sack läßt man die Milch sauer werden und zu Käse gerinnen. Diese Sauermilch vermischt man mit gekochter Körnerfrucht und gibt als besonders beliebte Speise.

Zuckerrohr wurde schon von den Eingeborenen vor der Ankunft der Weißen gepflanzt. Man baute es meist in der Nähe von Häuptlingswohnungen an. Die Schwarzen nannten es Umoba, mit welchem Namen sie auch heute noch jede Art von Zuckerrohr belegen. Manche Forscher wollen die heute in Natal so beliebte Zuckerrohrart „Green Natal“ von dieser einheimischen Sorte abstammen lassen. Die Schwarzen kauen die Stengel und saugen den süßen Saft heraus. Doch greift der Saft die Zähne sehr stark an. Für den ersten Blick möchte man glauben, daß Zahnweh eine ganz seltene Krankheit sei bei den Schwarzen, wenn man ihre schönen, weißen Zähne sieht. Aber das Zuckerrohr verdirbt auch die besten Zähne.

Das Nationalgetränk der Eingeborenen ist selbstgebranntes Bier, utshwala genannt. Wie sehr dieses Getränk beliebt ist, zeigt der Umstand, daß zur Zeit der Ernte in jedem Kraal, der etwas auf sich hält, Biergelage stattfinden, zu denen die Nachbarn zusammenkommen, andere, besonders die Burschen, oft zwei bis drei Stunden zu einem

Fest eilen, wo es Bier gibt. Da wird dann getrunken, oft Tage lang, wobei der Hausherr uneingeschränkte Gastfreundschaft ausübt. So kommt es vor, daß manche Männer von einem Biergelage zum anderen wandern und oft wochenlang den heimatlichen Kraal nicht sehen. Natürlich gibt es da nicht selten Gelegenheit zu Raufereien und blutigen Kämpfen.

Das Bier schmeckt säuerlich, aber angenehm. Es ist aber sehr berauschend, wenn auf richtige Art zubereitet. Das Braugeschäft ist Sache der Weiber und gehört zu deren täglichen Pflichten. Das Brauen geht auf folgende Weise vor sich.



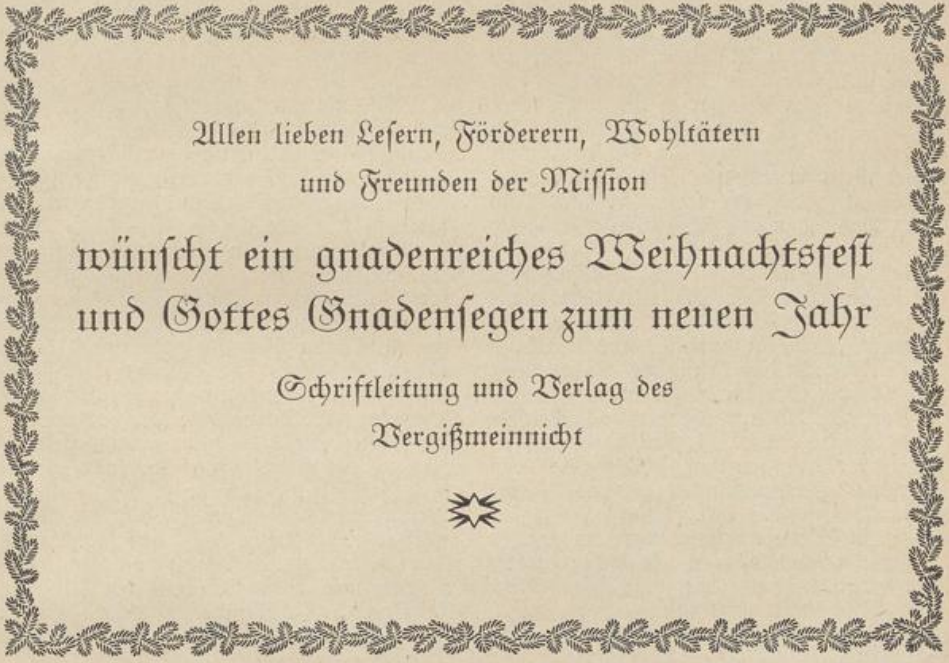
Eingeborene Pfadfinder in Mariannhill, Südafrika

Zuerst werden die Maiskörner in eine alte Decke oder in eine Strohmatten zu einem Bündel geschnürt. Dieses Bündel wird dann 3 Tage lang ins Wasser, womöglich in einen Fluß oder Bach gelegt. Am vierten Tage zieht man den Sack aus dem Wasser und breitet den Mais an einem schattigen Platz, etwa in einer Hütte aus. Da fangen die Maiskörner bald zu keimen an. Auf gleiche Weise verfährt man auch mit einem entsprechenden Quantum Rassenkorn. Nachdem beide Körnerarten zu keimen begonnen haben, werden sie an die Sonne gelegt zum trocknen. Dann wird der Mais auf dem Mahlstein geschrotet. Dieses Schrotmehl wird in große irdene Gefäße getan und mit siedendem Wasser übergossen. Sodann wird kaltes Wasser dazugegeben, worauf

die Mischung stehen bleibt, bis sie zu gären anfängt, was oft schon nach einem Tage der Fall ist.

Setzt wird das Schrot aus dem Wasser genommen, wieder getrocknet und ganz fein auf dem Mahlstein zu Mehl gemahlen. Das Wasser wird aber stark gekocht und das feine Mehl in die kochende Masse getan. Wenn die Mischung gut abgekocht ist, wird sie in große Vorratstöpfe abgegossen. Tags darauf wird dieses Präparat um die Hälfte bereichert mit fein gemahlenem Umabele, welches gleich direkt in die gestern gekochte Masse geschüttet wird. Dieses Gemisch bleibt wieder stehen, etwa einen Tag lang, bis es wieder zu gären beginnt. Nun wird die Mischung sorgfältig durch einen aus Stroh geflochtenen Beutel gesiebt. Dann bleibt das Bier so lange stehen, bis es ganz abgegoren ist.

Das so hergestellte Bier schmeckt säuerlich angenehm, ist auch sehr erfrischend. In größeren Mengen genossen und wenn richtig zubereitet, wirkt es allerdings sehr berauschend. Aber der Schwarze hat eine starke Natur und braucht schon ein gehöriges Quantum, bis er zu einem regelrechten Rausch kommt. Doch kommen Erzeße im Trinken sehr häufig vor, ein Beweis, daß viel Bier gebraut und getrunken wird. Für den Missionar sind die Biergelage ein wahres Kreuz und eine Quelle vieler Verdrießlichkeiten.



Allen lieben Lesern, Förderern, Wohltätern
und Freunden der Mission

wünscht ein gnadenreiches Weihnachtsfest
und Gottes Gnadensegnen zum neuen Jahr

Schriftleitung und Verlag des
Vergißmeinnicht



Die Monstranz von Waldsee

Nachdruck verboten!

Geschichtliche Erzählung von Konrad Rummel
(Fortsetzung)

Als letzter Schritt der Stiftsmesner den Seitengang herunter, verließ die Kirche, schloß das Seitenportal von außen her in wiederholten Drehungen des Schlüssels ab, und das Sanctissimum, im Herzen der Monstranz ruhend, eingeschlossen im Drehtabernakel des Hochaltars, war allein in seinem Heiligtume, umgeben freilich vom unsichtbaren Chöre der Engel und umrauscht vom unaufhörlichen Heilig, Heilig derselben, welches irdische Ohren nicht zu hören vermochten.

Der alte Kantor und Organist stieg, aus der Kirche kommend, langsam die schmale Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Wieder und wieder schüttelte er sinnend das weißhaarige Haupt. „Wie ist es mir heute doch so merkwürdig zu Mute gewesen“, sagte er zu sich selber; gerade wie bei einem Trauergottesdienst, oder noch mehr — wie am Karfreitag. Die Mollakkorde und die dunkelsten Kadenzten sind mir wie von selber in die Finger gekommen; jeden zweiten oder dritten Takt ist die gleiche Melodie, ohne daß ichs wollte, mir aus dem Spiel aufgetaucht, die Melodie: „O Haupt voll Blut und Wunden“. So schwer ist's mir auf dem Herz gelegen — ich weiß nicht was —, daß ich alter Mensch am liebsten mit meiner Orgel um die Wette lamentiert hätte. Alles, nur keine Fastnachtsstimmung habe ich diesen Abend. Und zum Ausgehen ins Wirtshaus habe ich auch keine Lust mehr . . . Vielleicht“, schloß er seine trübselige Betrachtung, „ist's die dicke Luft, die mich drückt; die Nacht wird kälter, vom See herauf kommt's trüb und neblig, und wenn es so fort macht, so kann der Nebel diese Nacht zum Greifen dick werden.“

Der alte Mann öffnete das Fenster und schaute über das mächtige Kirchendach, welches jenseits schwarz in den beinahe ebenso dunklen Himmel ragte, hinauf.

„Kein Sternlein sieht man am ganzen Himmel“, murmelte er. „Wer heute nacht ohne Laterne heimgeht, mag seine Füße und Rippen in acht nehmen.“

Von der Stadt heraus hörte man jetzt

aus einem Wirtshaus halbverschwommene Tanzmusik. Die eintönigen taktgemäßen Striche der Baßgeige und die Stöße des Bombardon wechselten ab mit den schrillen Klängen der Klarinette; dazwischen hin und wieder das Sauchzen eines übermütigen Fastnachtsgastes oder die Zurufe der sich in der Hauptgasse Begegnenden. Jetzt hörte man auch singen. Näher kam das Lied:

„Ein freies Leben führen wir,

Ein Leben voller Wonne,

Der Wald ist unser Nachtquartier,

Bei Sturm und Wind hantieren wir,

Der Mond ist unsre Sonne. Tuhuhu!“

Die paar ausgelassenen Sänger waren jetzt recht nahe gekommen, so daß man jedes Wort verstand.

„Heut' kehren wir beim Pfaffen ein,
Bei masten Pächtern morgen . . .“

Unwillkürlich schloß der Greis die Fenster. „Das hat gerade noch gesehlt“, brummte er, „daß man solche Lieder auf dem Theater singt und den Leuten auch noch die „Räuber“ vorspielt, wo es sie ohnehin schon in der Wirklichkeit gibt. Gott sei's geklagt, vergeht ja keine Woche, wo nicht gestohlen und eingebracht wird.“

Mitternacht war vorüber. Da schreckte des Stiftsmesners Bethle aus dem Schläfe auf. Tränenüberströmt war ihr Gesicht, wie sie jetzt erst merkte. Sie mußte bitterlich im Schläfe geweint haben.

„Es ist auch kein Wunder“, sagte sie zu sich selber, noch halb im Schläfe befangen. Was war alles während der letzten Wochen und besonders in den allerletzten Tagen über sie gekommen, deren Leben bisher so ruhig, wenn auch arm an äußeren Freuden dahingeflossen war. Das waren Dinge, die auf einer viel stärkeren Seele schwer genug gelastet hätten: die in Aussicht stehende Heirat des Vetzters Stiftsmesner, der drohende Verlust der bisherigen Heimat im Mesnerhause, die Besorgnisse und Ängste um den Vetter, die Werbung von Schmüllers Franz, und dann vollends die erneuten zudringlichen Versuche des verabscheuten Härtl, die Hand Bethles zu erhalten, und

die hartnäckige Unterstützung dieser Werbung durch den eigenen Vormund und Vetter, den Stiftsmeßner. Das alles war schier zu viel gewesen für das arme Mädchen, dessen Inneres zarter besaitet war, als die Leute eben wußten. Halbe Nächte hatte das Bethle in letzter Zeit schlaflos durchwacht.

Zwischen quälenden und sorgenden Gedanken tauchte unvermittelt ein Bild auf. Die Erinnerung an ein recht unscheinbares und doch für sie so schönes, tiefempfundenes Ereignis von diesem Nachmittage. In der Betstunde bald nach Mittag war das Bethle an ihrem gewöhnlichen Platze auf der Frauenseite vor der Kanzel gekniet. Wie sie da aufschaute zum Hochaltar, da war derselbe übergossen vom hellen, strahlenden Mittaglicht des Sonnenscheins, welcher durch das ganze Rundfenster des Westgiebels der Stiftskirche über die Orgel hereindrang. Wunderbar schön und rein erschimmerte die Silberpracht der Monstranz mit dem farbigen Blitzen und Glühen des Juwelenkranzes; das Bethle aber schaute nur das reine zarte Weiß des Himmelsbrotes, unter dessen Gestalt der Heiland selber verborgen thronte. Sie freute sich unwillkürlich über die Huldigung der Königin der Schöpfung, der Sonne, vor dem Herrn, dem Gottessohn in Brotsgehalt. Und wie dann nach einiger Zeit der Sonnenschein langsam wieder verschwand, weil wohl eine Wolke vor ihn getreten war, da war es dem Mädchen beinahe wehe ums Herz geworden; es wollte ihr vorkommen, wie wenn derselbe ein Abschiedsgruß an den Heiland auf dem Altare gewesen wäre. Wie und warum sie dieses Gefühl überkam, darüber gab sie sich keine Rechenschaft. Es kam ihr nur unwillkürlich das leise geflüsterte Wort auf die Lippen: Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden; Herr, bleib bei uns. — Und nachdem das Bethle wieder zu Hause war, kam ihr das kleine, sinnige und doch so wehmütig anmutende Ereignis immer wieder in den Kopf.

Im Traume hatte sie wiederum den vom Sonnenglast so festlich beleuchteten Hochaltar geschaut; die heilige Hostie aber in der großen Monstranz schimmerte über alle Beschreibung rein und weiß durchs Gotteshaus. Da wurde der Altar plötzlich überdeckt von schwerem Schatten, der immer tiefer, düsterer, dunkler und schwarzer sich niedersenkte und alles zuletzt in dicke Finsternis einhüllte. Nur

die sechs Kerzen zu den beiden Seiten des Tabernakels flammten noch in blutigrotem Scheine. Die Hostie aber, das Sakrament des Fleisches und Blutes des Herrn, schwebte inmitten der farblos und unscheinbar gewordenen Monstranz zart und leuchtend mitten im Dunkel des Hochaltars. Und jetzt geschah, was nur in der Karwoche, in der Mette vom Karfreitag geschieht, im Traumbild vor dem Geistesauge Bethles: Die Kerze zur äußersten Rechten des Altars erlöschte. Es war, wie wenn durch das Dunkel eine noch schwärzere Hand hereinslangte und das rote Licht ausgelöscht hätte. So geschah es auch mit dem Licht auf der linken Seite, und dann, langsam, mit unheimlicher Sicherheit, in bestimmten Abständen auch mit den vier anderen Kerzen. Jetzt herrschte völlige Finsternis um die immer noch leuchtende heilige Hostie, welche nun der einzige Lichtpunkt im ganzen tiefschwarzen Innern des mächtigen Gotteshauses war. Eine Zeit verging, während welcher im Traume das Bethle das Sakrament lobte und pries und anbetete. Da plötzlich tauchte langsam und furchtbar aus dem Schatten die schreckliche schwarze Hand auf. Sie begann allmählich mehr und mehr sich in eine große Kralle zu verwandeln; langsam schob sie sich näher zum Allerheiligsten heran und jetzt — und jetzt, war das Santtissimum verschwunden, — tiefschwarze Finsternis herrschte In diesem Augenblick des Traumes war das Bethle mit einem jähen Aufschrei erwacht und starrte jetzt, noch vom Schrecken fieberhaft geschüttelt, mit offenen Augen ins Dunkel ihrer Schlafkammer, während die heißen Tränen ihr immer noch über die Wangen rollten.

Geraume Zeit dauerte es, bis sie sich wieder zurecht fand, und es ihr klar geworden war, daß sie nur geträumt habe. Vom Turme herüber klangen jetzt durch die Stille der Nacht in langsamer Aufeinanderfolge vier Schläge der Uhr und darauf mit tiefem, sonorem Tone noch ein weiterer Glockenschlag: ein Uhr nach Mitternacht.

Es war nur ein Traumbild, ein grauenhaftes Traumbild, welches des Meßners Bethle geschaut hatte. Sie wußte aber nicht, daß in dem Traum die Ahnung eines entsetzlichen Vorganges Gestalt angenommen hatte. Die rechte Ruhe wollte freilich nicht mehr wiederkommen in dieser Nacht. Schwer und drückend lastete etwas Unbestimmtes auf ihrem

Gemüte, ähnlich dem dichten, feuchtkalten Nebel, der draußen Gassen, Plätze und die ganze Stadt einhüllte und Bäume, Häuser und Kirche bloß in unbestimmten Umrissen erkennen ließ. — — —

Am Himmel zeigte sich kein Sternlein und der Nebel hatte sich verdichtet und füllte als eine träge, feuchte Masse auch den Klosterhof rings um den hochragenden Bau der alten Stiftskirche aus.

Auch in das Innere derselben war er mit seinem naßkalten Duft und Dunst gedrungen. Tiefe Finsternis herrschte hier. Lichtlos starrten die Fenster, die sich von den schwarzen Mauerwänden des Schiffsraumes kaum mehr abhoben, hernieder; die Bankreihen waren von dem Kirchenboden in der Dunkelheit nicht mehr zu unterscheiden. Nur ganz vorne im Chor leuchtete ein matter Schein. Er kam aus der Ewiglichtlampe. Das leise bewegte Flämmchen schien zu atmen, als ob stilles Leben in ihm wäre, indes es vor dem Allerheiligsten wachte. Schwach erkennbar ragten die hohen Umrisse der Altarsäulen ins dunkle Gewölbe hinauf, und auf dem Boden, gerade vor dem Hochaltare unter der Ewiglichtlampe, lag fast freisrund auf den Steinplatten ein Schein von leisem Rot: so ruhig, so sanft und doch so deutlich hervortretend, als wollte er sprechen: „Ziehe deine Schuhe aus! Dieser Ort ist heilig.“

Tiefe Stille herrschte; auch draußen in der Stadt und um die Kirche war jetzt jeder Lärm verstummt. Nur der langsam tickende Gang der alten Turmuhr war im Kircheninnern schwach hörbar. Jetzt holte surrend die Warnung zum Stundenschlag aus, und dann dröhnten in gemessenen Pausen erst die Viertelschläge, dann auf den zwei großen Glocken sich folgend die mächtigen, dumpfen Klänge der Mitternachtsstunde hernieder.

Aber zwischenhinein und auffallend zusammen mit den Glockenschlägen störte immer wieder regelmäßig ein fremdes Geräusch die Stille des Heiligtums. Es kam von der Seitentür hinter der Kanzel her: erst ein leises, kaum hörbares Klirren und Klingen, ein Drehen und Schieben, ein vorsichtiges Bohren und Sägen und dann zugleich mit den dröhnenden Zwölfuhrschlägen ein Krachen und Zittern, welches laut durch die Finsternis im Kirchenschiff hallte und das Echo der Mauern weckte.

Der Zwölfuhrschlag der großen Glocke

summte im Nachhall immer noch durchs Kircheninnere, da tappte und tastete langsam etwas an den Bänken entlang, hinten an der Kanzel vorüber, rechts vorbei am Marienaltar, der in der Dunkelheit als schwarze unkenntliche Masse aufragte, weiter zu den Chorstufen, längs des Chorgestühls der Evangelienseite gegen den Hochaltar zu. Jetzt folgte eine kleine Pause.

Aus dem tiefsten Schatten heraus tritt eine unheimliche, schwarze Gestalt, auf welche für einen Augenblick der Widerschein des Ewigen Lichtes fällt. Einige Schritte, und der unheimliche Eindringling steht nun vor dem Hochaltar, da wo der Priester steht, wenn er das heilige Opfer dem unendlich heiligen, dreieinigen Gott darbringt. Hastig tastet der Unselige am unteren Seile des großen Drehtabernakels herum; er duckt sich; er stemmt sich gegen den Altar; er arbeitet hörbar mit eisernem Werkzeug, und jetzt klirrt laut ein Schlag durch die Stille: das Schloß ist gesprengt. Im nächsten Augenblicke lehrt sich die Gestalt seitwärts, verläßt die Altarstufen, und verschwindet hierauf rasch in der Dunkelheit auf der Evangelienseite. Nicht lange tastet sie weiter, da steht sie vor der geschlossenen Türe des seitlichen Altarausbaues. Der Schlüssel dreht sich; die Türe knarrt auf und dumpfe Schritte beweisen, daß der nächtliche Gast nunmehr in den engen Raum eingebrungen ist, welcher sich hinter dem Hochaltar an der Chorbauwand halbkreisförmig herumzieht. Ein schwacher Lichtschein läßt die mächtigen Formen des Altares nur noch dunkler und gewaltiger erscheinen: der Unheimliche hat in diesem geschützten Räume Licht gemacht. Noch wenige Tritte, und nun ein hörbarer Stoß, und vom rötlichen, milden Licht der ewigen Lampe beschienen, beginnt sich außen die mächtige Tabernakelnische langsam zu drehen. Zur Hälfte verschwindet sie mit dem Kreuzifix in der Mitte, zur Hälfte ist die andere Nische sichtbar geworden: so bleibt dann das Tabernakelinnere stehen, und nun beginnt hinter dem Altare ein Tasten und Heben, ein Schieben und leises Klirren und Anstoßen. Langsame, schwere Schritte, und heraus kommt's und tappt's aus der Dunkelheit wieder gegen den Altar her. . . . Tritte auf den Stufen desselben, und wie von einer unsichtbaren Hand erfaßt, gleitet der große Silberleuchter von der äußersten Kante der Evangelienseite zum Altartisch und

von hier nieder in den Bereich der Dunkelheit, welche da herrscht. Langsam und vorsichtig kommt's nun längs des Chorgestühls herunter; in der Mitte desselben tappt der Schwarze über die paar Stufen, welche ins tiefe Dunkel der Beichtkapelle und des Zugangs zur Sakristei führen. Hier macht er abermals Halt; allem nach hat er die Last, die er getragen, auf den Boden niedergestellt. Nun fängt ein Sägen und Boren und Stemmen und Hämmern an der Sakristeithüre an. Dann Stille. Worauf wartet der Unheimliche? Nicht lange braucht er zu warten, da dröhnt der erste Viertelschlag nach Mitternacht durchs Kircheninnere. Im gleichen Augenblick erfolgt ein Krach: die Sakristeithüre ist offen. Der Heiligtumsschänder schleppt den schweren Silberleuchter hinein. Und dann noch etwas anderes; tief atmend, fast keuchend, trägt er es auf dem einen Arme daher, während der andere halb ausgestreckt sich an dem großen Sakristeischrank stützt. Jetzt beginnt beim Scheine eines Wachslichtes, welches in einer Ecke am Boden brennt, ein grauenvolles, eifriges und hastiges Geschäst. Mit Schraubenzangen und Stemmeisen wird gearbeitet. Zerlegt und zerissen werden Metallteile; dann und wann klingt ein helles Tönen des Silbers wie anklagender Wehelaut zum Gewölbe der Sakristei empor. Bald ist die Ruhe wieder eingetreten. In einen zweiteiligen Sack werden die Hauptteile der auseinandergerissenen Heiligtümer verpackt. Wiederum tief atmend erhebt sich jetzt der Gottesräuber und schaut schen um sich. Sein Blick fällt auf den an der äußern Wand stehenden, bis zur Gewölbedecke hinaufreichenden Sakristeischrank; er holt die brennende Kerze aus ihrem Versteck hervor, öffnet die eine große Halbtür des Kastens und leuchtet hinein. Vor der Traghimmeldecke, einem Prachtstück alter Kunststickerei, das seinesgleichen sucht, ist ein Teil sichtbar bei dem unsicher flackernden Lichte: dunkelroter Samt edelster Art; von ihm heben sich glänzend die reichverschlungenen Ornamente der Rokokozeit in echter Goldstickerei ab; über das wunderbar reiche Feld des Traghimmels herab hängen an metallisch glänzenden Schnüren mächtige, faustgroße Goldquasten. Gierig langt die schwarze Hand hin, hebt wägend das schwere Stück auf, und im nächsten Augenblick erscheint die zweite Hand darüber — ein Messer blitzt — ein Schnitt

— ein Riß — und eine und dann noch eine und eine dritte der schweren Quasten edeln Metalls ist abgetrennt und verschwindet bei den anderen Kostbarkeiten in dem Zwerchsack. Und dann wendet sich der Mann zum Paramentenschrank an der andern Wand; das Licht, das er jetzt vor demselben auf den Boden gestellt, bescheint Levitenröcke von schimmerndem Silberbrokat; breite, starke Silberborten in doppelten und dreifachen Streifen treten heraus. Den fürchterlichen Unbekannten scheint ein Fieber der Habsucht erfaßt zu haben; in wilder Gier greift er mit beiden knöchigen Händen zu, schneidet ein und reiht in wüthender Hast streifenweise die Borten von den heiligen Gewändern. Ob auch ein Riß tief hineingeht in den Brokat, ob ein Stück desselben mit abgerissen wird: er scheint es nicht zu sehen. Mit beiden Händen faßt er alles zusammen und stopft die letzten Beute in den Sack. Nun scheint seine Tätigkeit an ihrem Ende angelangt zu sein. Das offene Messer steckt er lose in eine Seitentasche. Dann bückt er sich und hebt langsam die schwere Last des umfangreichen Quersackes auf, um sich denselben über die Schultern zu hängen auf die Vorder- und Rückseite verteilt. Den Mantel, welchen er abgelegt hatte, wirft er sich jetzt wieder um, so daß er ihn und die Bürde verdeckt. Die Pelzmütze deckt nach wie vor dicht abschließend seinen Kopf; er hat sie nicht abgenommen seit dem Augenblicke, da er aus dem Nebel und der Finsternis des Klosterhofes ins Innere der Kirche trat. Mit einem Ruck zieht er sie noch tiefer herein über den Kopf bis dicht auf die Augen. Mit der Linken nimmt er den schweren, wuchtigen Stock, und die Rechte langt einen Augenblick in die äußere Seitentasche des Mantels und holt aus demselben eine Pistole heraus; prüfend hält er sie gegen das Licht; das Zündhütchen schaut rötlich unter dem halbgeöffneten Hahn hervor, der jetzt wieder langsam und vorsichtig sich auf dasselbe niedersenkt. Die Pistole verschwindet aufs neue in der Tasche, und nun wendet sich der Geselle der Hölle zum Gehen; sein Werk ist getan. Die Wachskerze hat er vorher auf den Ankleidetisch der Sakristei gestellt. Eben will er das Licht ausblasen, da wendet er lauernnd den Kopf zum riesigen Paramentenschrank auf der anderen Seite; dort hängt seitwärts, im Dunkel eben noch erkennbar, ein weißliches, schmuck-

loses Gewebe herunter, arm und unscheinbar und ganz unansehnlich. Das ist das Gewand, das vor uralten Zeiten der strenge Stiftspropst Kügelin getragen hat, wenn er seines heiligen Amtes waltete; und die Hände einer Heiligen sind es gewesen, welche es aus Leinwand so fein und zart und doch wieder so fest und pünktlich gewoben haben, daß es besser nicht hätte gemacht werden können. Die Gute Betha von Reute hat vor mehr als vierhundert Jahren dieses Stück selber für ihren Beichtvater gewoben. Seit langer, langer Zeit ist das Chorhemd nicht mehr benützt worden; es hat sich keiner der späteren Geistlichen für würdig gehalten, es zu tragen, und so hängt es unbenützt seit vielen, vielen Jahren an derselben Stelle drüben.

Starr ist der Kopf des Gottesräubers eine Minute lang dort hinübergerichtet. Hat sich nicht etwas geregt? Hat sich das einem Totenkleid ähnliche Chorkleid nicht bewegt, nicht gefaltet und aufgebauscht? Steht nicht der furchtbare Eisener für Gottes Ehre, der alte Propst Kügelin, von seinem Chorhemd umwallt am großen Schranke?

Regungslos hält, eine Bildsäule gleich, der Verbrecher inne; regungslos starrt er hinüber und wartet, wartet. . .

Er hat sich getäuscht. Das arme Linnengewebe hängt wie vorher ruhig an seinem Platz.

Eine Wendung, die Wachskerze erlischt, und durchs tiefe Dunkel sucht der Mann, Schritt für Schritt vorwärts schleichend, den Weg zur Sakristei hinaus. Die Türe derselben bleibt offen hinter ihm; er nimmt sich nicht die Zeit oder den Mut, zurückzulangen und sie zu schließen. Einen Schritt vor der Tür, in der Beichtkapelle, wendet der Gottesräuber scheu das Gesicht nach vorne. In der völligen Dunkelheit ist dort nichts sichtbar; aber der Frevler weiß recht gut, warum er dies tut: dort vorne steht an der Mauerwand seit Jahrhunderten schon, übermenschlich groß und so lebendig, als wolle er heraustreten, der Eiserne Mann. Truchseß Jörg I. von Zeil und Waldsee ist's, ein Stifter des alten Gotteshauses, der, in wundervollem Metallguß dargestellt, majestätisch zu den Steinplatten des Bodens mit den halbverwischten, gemeißelten Buchstaben und Figuren niedersehend, unter welchen seine Kinder und Kindeskinde in der Vätergruft ruhen. Aber auch der Eiserne Mann hat sich nicht gerührt. Stille, So-

tenstille, herrscht im tiefdunkeln Kircheninnern. Leise schlürfen die Schritte des schwerbeladenen Gottesräubers neben dem Marienaltar durch den Seitengang des Schiffes hinunter, leise öffnet sich unter seiner Hand die Seitentür der Kirche. Feucht und kalt dringt der Nebeldunst herein. Minutenlang steht der unselige Geselle unter der halb offenen Tür und lauscht atemlos und redt den Kopf weit vor und wendet ihn nach rechts und nach links, als wolle er Nacht und Nebel mit seinen Blicken durchbohren. Alles ist still. Jetzt zwingt er sich langsam heraus, zieht die Türe hinter sich zu, horcht abermals und schleicht dann fast geräuschlos dahin, der Kirchenmauer entlang, vorüber an der Sakristei und dem Chore der Kirche. An der Häuserreihe des hinteren Klosterhofes macht er vorsichtig halt. Aber ihm fällt aus einem Fenster ein matter Lichtschein auf die Gasse herab. Der Laden und auch das Fenster selbst sind geöffnet. Und droben stöhnte es und ächzte es, und zwischen hinein kommen aus rauher Männerkehle abgebrochene Worte zur Gasse herab.

Wer in Waldsee daheim ist, weiß, woran er ist: der alte Nagelschmied, der arme Mann, sitzt schon seit vier, fünf Jahren droben im Lehnstuhl, Nacht für Nacht; im Bett kann er nicht liegen wegen seiner Atemnot, und selbst im Winter muß das Fenster halb offen sein, damit er immer frische, kalte Luft in seiner schrecklichen Erstickungsgefahr erhält. Er ist allein droben in seinem Stübchen; denn die Leute müssen schwer arbeiten am Tage, und helfen kann ihm doch niemand.

„O — o — o . . . Luft . . . lieber Gott — o — o — nur ein bißchen — mehr — Luft“, so stöhnt's und ringt's in schwerster Atemnot droben. Man hört es in der Nachtsille, wie der Arme in kurzen, heftigen Stößen leuchtet. Und nun wieder: „Jetzt . . . jetzt . . . geht's nimmer . . . ich muß ja . . . erstick — lieber Gott . . . wenn's sein muß . . . verlaß mich nicht — um deiner — Todes . . . angst willen.“

Und wiederum das Würgen und Stöhnen und dazwischen kurz abgerissene Gebetsworte des leidenden Mannes.

„Der für uns . . . Blut geschwitzt . . . liebe Mutter Gottes . . . gell . . . du bleibst bei mir . . . liebe . . . Gute Beth' . . . hilf, bitt für mich.“ Jedes Wort kann man unten auf der Gasse verstehen.

Der Unheimliche hat sich unterdessen behutsam vorbeigeedrückt. Bald ist er aus

dem Bereich des Lichtscheins gekommen; nicht mehr viele Schritte, und er steht an dem Mauerpförtchen, welches hier die Gasse abschließt und zum See hinaus führt. Das Törchen ist nicht verschlossen; schon ist der Gottesräuber draußen.

Hier war die Nacht nicht mehr so dunkel wie drinnen zwischen der hochragenden Kirche und den Häusern. Gerade noch erkennbar ragten aus dem Nebel einige Bäume auf. Rechts rauschte und plätscherte der See: von Zeit zu Zeit kam in langsamem Wellengange das Wasser daher und verlor sich am flachen Strande. Mit seinem schweren Stöße unaufhörlich den Boden betastend, schritt der Unbekannte langsam weiter, nach links, zunächst dem See entlang, und über die schmale Holzbrücke hin, dann drüben den dunkeln Abhang hinauf und wieder abwärts. Links ragte der Viberacher Torturm schwarz zum Himmel empor. Weiter und weiter ging's nun durch den Nebel, der hier dicht lagerte, auf dem Fußwege dem plätschernden Kanal entlang. Dann und wann stieß der Frevler im hastigen Vorwärtsdringen an einen Baumstamm oder einen Zaunpfahl, und unter dem Mantel hervor klang ein halblautes Klirren, daß er erschreckt innehielt. Jetzt ragte quer vor ihm breit und wuchtig ein dunkles Dach aus dem Dunst zum Himmel auf, rechts seitwärts ein anderes und auf der linken Seite ein drittes: der Bereich des Wolfegger Schlosses zu Waldsee: hier das Jägerhäus, in der Mitte das mächtige Stomiegebäude, welches den Weg abzusperren schien, und dort dahinter die Schloßbrauerei. Der Unbekannte schien Bescheid zu wissen. Er schob sich langsam durch den Nebel weiter, tastete an der Wandmauer des vor ihm stehenden Gebäudes herum, und bald gaben seine Tritte einen Wiederhall: er war in den Durchgang, welcher ihm in schwärzester Finsternis entgegengähnte, eingetreten.

„Das Schäftörle ... endlich!“ kam's ihm hastig aus der Kehle. Nur leise hatte er gesprochen, aber vor der eigenen Stimme erschreckend stand er eine Zeit lang regungslos hochend da. Drinnen in der Tiefe des Durchgangs rührte sich etwas. Ein-, zwei-, dreimal erklang schwach ein schnalzender Zungenlaut. Der Gottesräuber erwiderte in derselben Weise und ließ ein langgedehntes Zischen hören. Aus dem Durchgang heraus wurde auch dies erwidert, und daraufhin sprach drinnen, etwa ein Duzend Schritte

entfernt, eine flüsternde Stimme: „Wer ist's?“

„Gute Ware“, lautete ebenso vorsichtig die Antwort, und jetzt verlor sich der Unförmliche mit dem Mantel über seinem Quersack völlig in der tiefen Finsternis des Durchganges. Ein Lichtschein flakerte auf, um zeitweilig wieder zu verschwinden; ein Rascheln und Rutschen, ein dumpfes Klingen und Klirren, während in schwerem Ruck die kostbare Last den Träger wechselte; ein geschäftiges Hin- und Herreden im Flüstertone. — „Dreitausend — abgezählt?“ — „Louisdor und Schweizer Gold, fehlt kein Stück.“ — „Bring's gut weiter; ich gehe hintendrein, bis alles sicher ist.“ Der Blendlaternenchein erlosch wieder, die beiden tappten weiter im Durchgang, und als sie draußen waren, eilte der eine, so schnell er es unter dem Gewicht seiner Bürde vermochte, weiter, zuerst nach links hinüber, dann auf der Straße dem in tiefstem Dunkel liegenden Fürstenschlosse entlang und weiter hinaus, wo junge Kastanienbäume rechts und links in schnurgerader Richtung, eine künftig werdende Allee, wie gespensterhafte Schatten im Nebel dastanden. Die Huftritte eines langsam schreitenden Pferdes und das Geräusch von Wagenrädern auf dem Wege ließ sich jetzt in der Nähe vernehmen; wiederum gegenseitige leise Signale, rasche Schritte, hastig gewechselte Worte, ein schweres Auffallen des Doppelsackes auf dem Boden der Chaise, das Aufsteigen eines Mannes in dieselbe zu einem andern, der dort bereits Platz genommen hatte, ein lautes Aufplätschen des angezogenen Leitriemens auf dem Rücken des Pferdes, schallende Huftritte, und das Fuhrwerk war nach wenigen Augenblicken rasselnd verschwunden in Nacht und Nebel. Etwa zwanzig Schritte rückwärts war unter einem Kastanienbaume regungslos eine dunkle Gestalt gestanden. Sie hatte offenbar alles überwacht und gewartet, bis der Gottesraub in Sicherheit war. Jetzt zog der Mann den Mantel enger um die Schultern, wandte sich, und wenige Augenblicke darauf war er in der Dunkelheit der miternächtlichen Stunde unsichtbar geworden. Drei Glockenschläge hallten durch die tiefe Stille. Das letzte Viertel der Geisterstunde war eingetreten.

Einsamkeit und Totenstille waren wieder in der Stiftskirche. Die Seitenpforte war unverschlossen. Die Sakristeithür

stand offen, und der große Drehtabernakel des Hochaltars war so geblieben, wie ihn der Gottesräuber belassen hatte. In tiefster Heimlichkeit hatte sich der ungeheure Frevel vollzogen und nichts war dazwischen gekommen. Der heiligmäßige Eiferer, der Stiftspropst Kornrad Kugel, war nicht aus seinem Grabe aufgestanden, um sich vor Gottes Altar dem unseligen Eindringling gegenüberzustellen. Die Stifter des Gotteshauses, welche in der Familiengruft zwischen Altar und Sakristei im Tode ruhten, hatten sich nicht erhoben im heiligen Zorne, als der Sohn der Bosheit mit seinem Raube über ihre Grabplatten hinwegschritt. Die mächtigen Figuren der Patrone des Gotteshauses, der Apostelfürsten Petrus und Paulus waren droben geblieben auf den Piedestalen bei den Altarsäulen, gleich den Engelsfiguren, welche die gekrönte Himmelskönigin hoch über dem Tabernakel im Kreise umschweben. Und ebenso wenig hatte einer der wirklichen Engel, welche unsichtbar das Allerheiligste anbetend umgeben, nach dem Gottesfrevel die Hand ausgestreckt: in der Stunde der Finsternis hatte die Hölle Macht gehabt am Heiligsten, wie einst in Gethsemane und auf Golgatha. Und in der großen Lampe brannte still und ruhig wie immer das Ewige Licht; sein rotes Flämmchen sprach in Liebe und Schmerz ein unendliches Wehe aus und ein Verlangen nach Sühne. Und so schwach und klein es war, es glühte wie ein Notsignal zum Himmel empor und wie ein stummes, nimmer ruhendes Zeugnis. „Ich habe es gesehen“, spricht das Ewige Licht, „ich kenne ihn — ich klage ihn an — ich will nicht ruhen bei Tag und bei Nacht; — kehre zurück und bringe wieder, was du geraubt hast, Unseliger, zittere vor der Gerechtigkeit und dem Gerichte Gottes!“

Und während das blutrote Flämmchen in stummer Klage anbetend sich selbst verzehrt, liegt der matte Widerschein seines Lichtes unbewegt auf den Steinfliesen vor dem Hochaltar in mattschimmernder Kreisform. „Furchtbar ist dieser Ort“, so spricht er, „hier ist Gottes heiliges Haus und die Pforte zum Himmel.“

Und draußen ragen aus dem dunkeln Nebelmeer, welches über der ganzen Stadt liegt, schwarz die beiden Turmspitzen der Stiftskirche zum Himmel empor, als Zeugen des Gottesraubes, wel-

cher in dieser furchterlichen Nacht Waldhees Heiligtum entweiht und geschändet hatte.

Es war Morgen geworden, der Morgen des Fastnachtdienstages 1817. Der Tag war noch nicht angebrochen. Der Nebel hatte sich größtenteils verzogen, und oben am Firmament waren die Sterne sichtbar. Eine halbe Stunde mochte vorübergegangen sein, seitdem vom Turme der Stiftskirche die sechste Stunde des jungen Tages geschlagen hatte. Da öffneten sich hier und dort die Fensterläden, und Licht zeigte sich hinter ihnen. Dann ging auch eine Haustüre auf. Ein halberwachenes Kind trat heraus und eilte zum Bäckerladen; eine Magd schlürfte hinüber zum Brunnen, Wasser zu holen. Eine andere und eine dritte trafen mit ihr zusammen. Hin und wieder hörte man das Brüllen des Viehes aus einem Stalle. Ein paar Nachbarskinder gingen gemeinsam zum Milchhofen. Die Magd des Härtl trug eilig ein Kuchenblech zum Bäcker; hinter ihr drein wurden böse Bemerkungen laut. Der alte Beindreher, der in der Nähe des Brunnens in der Hauptgasse wohnte, öffnete jetzt den Fensterladen und fragte in die Dunkelheit hinaus: „Hat's noch nicht das Gebet geläutet? Ich hab nichts gehört, und es ist doch schon halb sieben Uhr.“

„O je!“ rief eine der Mägde vom Brunnen ihm zu: „Ja 's ist wahr. Ich hab' auch nichts gehört.“

„Es hat nicht geläutet“, bestätigte eine andere, und „Es hat nicht geläutet“, wiederholte die dritte.

„Wird halt der Stiftsmesner verschlafen sein.“

„Wäre auch kein Wunder am Fastnachtdienstag. . . .“

„O je, der Stiftsmesner, der bringt's zu keinem Rausch, der ist zu schäbig dazu! . . .“

„Aber wenn's ihm ein anderer bezahlt hat.“

„Der Härtl. . . .“

„Vit, Vit!“ warnte eine Stimme: trotz der Dunkelheit erkennbar, trat des Härtls Magd jetzt aus dem Bäckerhaus.

„Soll's nur hören, soll's nur sagen.“

In diesem Augenblick schlug eine der Glocken auf dem Stiftskirchenturme an.

(Fortsetzung folgt).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinikunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Vater Dominikus Sauerland, Würzburg, Fleischer Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

Zur Förderung der Spätberufe erhalten in einer Pariser Pfarre, nach dem Beispiele Londons, ein Duzend 18jährige Jünglinge, die während des Tages ihrem Berufe nachgehen, in den Abendstunden im Pfarrhause durch mehrere Monate Unterricht. Nach dieser Probezeit treten sie in ein Heim für priesterliche Spätberufe ein. In London konnten auf diese Weise 50 Priester der Kirche zugeführt werden. Weiter wurde die soziale Rolle des Priesters, die Rolle der Familie und besonders der Mutter bei der Weckung des Priesterberufes im Herzen der Söhne erörtert.

Eine der schwersten Sorgen der katholischen Kirche in Brasilien ist der völlige Mangel an Priesternachwuchs. Im Gegensatz zur rasch zunehmenden Bevölkerung erleidet der Klerus jedes Jahr durch den Tod große Verluste. Die Lücken bleiben unbesetzt. Die 37 Millionen Einwohner Brasiliens, die zum Großteil Katholiken sind, werden von 5000 Priestern, von denen 2000 Ausländer sind, administriert. Das sind ebensoviel wie in Holland, wo allerdings nur zwei Millionen Katholiken zu betreuen sind. Der brasilianische Episkopat bietet alles auf, um dem Volke und besonders der Jugend den wachsenden Priestermangel vor Augen zu führen.

Vereinigte Staaten von Nordamerika. In letzter Zeit verzeichnete man erhebliche Fortschritte der liturgischen Erneuerungsbewegung. Es werden viel mehr Messbücher und andere liturgische Aufklärungsartikel verbreitet als in früheren Jahren. Auch die Frage der liturgischen Katechese wurde ernstlich in Angriff genommen. An der Hauptstätte des liturgischen Erneuerungswerkes, der Benediktinerabtei St. Johns in Collegeville wurde eine sechswöchige „Liturgische Sommerschule“ abgehalten, die aus Kursen für liturgische Theorie, für die

Kirchenmusik und Orgelfunde bestand.

Auf Betreiben des amerikanischen Seeapostolats führen immer mehr Schiffsahrtsgesellschaften katholischen Gottesdienst auf den Ozeandampfern ein. Auf einem Dampfer der White-Star-Linie, der „Olympic“, wurden im Jahre 1928 auf 16 Reisen 234 Messen gelesen. In den großen Häfen sind bestimmte Priester mit der Inspektion der Altäre beauftragt.

Die einzige Tochter des „Stahlkönigs“ Charles Schwab ist Karmeliterin geworden; laut „Croix“ gehörte sie einige Jahre lang der Kongregation der Töchter vom hl. Vinzenz von Paul an, trat aber vor kurzem in das Kloster der strengen unbeschuhten Karmeliterinnen in Greensburg ein.

Die Blätter berichten den Übertritt eines protestantischen „Bischofs“ zum katholischen Glauben: des Oberhauptes des protestantischen Kirchendistriktes Delaware, Dr. Knasman. Trotz bischöflichem Zureden weigert er sich, zum katholischen Priester geweiht zu werden, er will aber seine Bereitschaft in den Dienst der katholischen Laienpredigt stellen.

Im Syracuse ist, laut „Fortnightly Review“ eine Rundfrage an führende protestantische Persönlichkeiten der Gesellschaft, wie folgt beantwortet worden:

1. Bedeuten katholische Pfarrschulen mit Religionsunterricht eine Bedrohung Amerikas? 25 Ja, 25 Nein.
2. Bedingen Lehre und Politik der römischen Kirche für den amerikanischen Katholiken notwendig einen inneren Widerspruch zu seiner Staatsstreue? 27 Ja, 23 Nein.
3. Rechtfertigt die Geschichte der katholischen Kirche in anderen Ländern und Zeiten die Anklage einer ungebührlichen Einmischung in weltliche und staatliche Angelegenheiten? 46 Ja, 4 Nein.
4. Rechtfertigt die Geschichte der Kirche in den Vereinigten Staaten selbst jene Anklage? 28 Ja, 22 Nein.

Gebetserhörungen

Liebau: Sende Rc. . . als Danksgang für Erhörung einer Bitte.

Fulda: Durch die Fürbitte der lieb. Muttergottes v. Lourdes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. I. erlangte ich die Gesundheit und sende zum Dank ein Opfer für ein Heidenkind.

N. N.: Dank dem Prager Jesulein, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I.

N. N.: Anbei ein Almosen zum Dank für Verhütung einer Viehseuche.

Regensburg: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. I. für Hilfe in großem Anliegen.

O. G. W.: Dank der lb. Gottesmutter für Hilfe in eigenem Anliegen.

Frankfurt a. M.: Dem hlst. Herzen Jesu und der lieb. Muttergottes innigen Dank für Hilfe im Berufsleben.

Mörs: Dank für Erhörung im besonderen Anliegen.

Breslau: Herzlichen Dank der Muttergottes und der hl. Theresia in einem schweren Anliegen.

Zaborze, A. Sch.: Herzlichen Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius für erhaltene Gnaden. Almosen anbei.

Hindenburg, R. U.: Betrag als Antoniusbrot, da mir der hl. Antonius in zwei Anliegen geholfen hat.

Dirschel, E. G.: Anbei Mk. . . versprochenes Missionsalmosen, für sichtliche Hilfe in schwerer Stunde.

Klopschen, J. G.: Ich hatte den heil. Antonius um seine Hilfe angefleht und er hat geholfen. Anbei Almosen.

Autischau, St. W.: Dank dem hl. Nikolaus für Erhörung einer Bitte.

Almosen als Dank dem hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus für Hilfe im besonderen Anliegen. Veröffentlichung verspr.

Herbststein: Dank der lb. Muttergottes für Bewahrung der Taufgnade.

Würfelen: Sende Mk. . . . für ein Heidenkind und Missionsalmosen, als Dank an das hlst. Herz Jesu und Maria, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den Armen Seelen für erlangte Hilfe in einem Anliegen.

B. M.: Innigsten Dank der lieb. Mutter Gottes v. Birnau, dem hl. Jud. Thad. und der hl. Margareta für Hilfe in einem Anliegen.

Erfurt: Dank für Erhörung in verschiedenen Anliegen.

Düsseldorf: Dem hlst. Herzen Jesu Dank für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Fliesem: Herzlichen Dank dem hl. Jud. Thaddäus für erlangte Hilfe in besonderem Anliegen.

Zum Danke ein Almosen zur Taufe eines Heidenkinds auf den Namen Josef.

Mesenich: Dank dem hl. Jud. Thad. und der hl. Theresia v. R. I. für erlangte Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Münster: Beiliegend . . . Mk. als Missionsalmosen, da ich in einem wichtigen Anliegen Erhörung fand. Ich hatte sie gelobt zu Ehren des hl. Antonius und der hl. Theresia v. R. I. und Veröffentlichung versprochen im Vergeltungsmittel.

Elz: Anbei ein Missionsalmosen als Dank zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, des hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia v. R. I. für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Dayton: Herzlichsten Dank dem lieb. Gott für eine glückliche Geburt. Veröffentlichung war versprochen.

Gebetsempfehlungen

Kreuzthal: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht in einem schweren Anliegen. Bei Erhörung Almosen.

Konstanz: Bitte um das Gebet um Heilung einer Krankheit und Seelenfrieden. Bei Erhörung ein Heidenkind.

Günzburg: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu und der schmerzhaften Muttergottes und zum sel. Br. Konrad um Erhaltung einer guten Stelle und in sonstigen Anliegen.

Um Wiedererlangung der Kriegsbeschädigtenrente und Hilfe in schweren Anliegen.

Oberheinzend: Sende ein Almosen und bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und zur lb. Muttergottes um Sinnesänderung eines Kindes.

L. St.: Eine Abonnentin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Muttergottes, zum hl. Antonius um Frieden und Sinnesänderung eines Familienvaters und um Hilfe in mehreren Anliegen.

Kreuzthal: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet für ihren dem Trunke ergebenen Mann.

Ein kranker Familienvater um Gesundung von einem langjährigen Leiden.

Tschirne: Almosen anbei mit der Bitte um das Gebet zur Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, hl. Antonius u. den hl. 14 Nothelfern in einem Anliegen.

Albendorf: In schwerster Bedrängnis und Sorge um ihr Kind bittet eine Familie um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes, zum hl. Joseph um erfolgreiche Erhörung und Beistand.

Birgwik: Eine Person bittet um das Gebet zu Ehren der hl. Familie um Gesundheit, Glück und Segen in Haus und Hof.

Breslau: Eine Person bittet um das Gebet zur Muttergottes, zum hl. Judas Thaddäus um die Niederdrückung einer Veröffentlichung, die großes Unglück über eine ganze Familie bringen würde. Bei Erhörung ist Almosen versprochen.

Altenglunde: Bitte um das Gebet zur lb. Muttergottes, zum hl. Antonius und allen Heiligen um Abwendung einer Krankheit.

Klein Ols: Bitte um eine neuntägige Andacht zur lb. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zu den Armen Seelen um Hilfe in einem besonderen Anliegen.

M. Th. R. V.: Bitte um eine neuntägige Andacht zur schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Antonius und den Armen Seelen um Befreiung von Nerven-schmerzen und um Erhörnung in Geldnot. Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Schlegel: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der Mutter von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. I. und zu den Armen Seelen im Fegfeuer um Hilfe in einem schweren Anliegen.

Neustadt, O. S.: Unbei Almosen mit der Bitte um das Gebet zur lb. Muttergottes, zum hl. Joseph, hl. Iud. Thad. in einem schweren Anliegen.

Eine Person, die in traurigen Familienverhältnissen lebt, bittet um das Gebet für sich und ihre drei arbeitslosen Söhne.

Breslau: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph und zum hl. Iud. Thaddäus um Aufklärung und Beruhigung in schweren Seelenleiden eines Familienvaters.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zu Maria v. der immerwährenden Hilfe, zum hl. Iud. Thadd., zur hl. Mutter Anna, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. I., zur hl. Margareta Alacoque und zu den Armen Seelen um baldige Gesundheit und Hilfe in schwerer Geldnot. Bei Erhörnung Veröffentlichung und ein Heidenkind versprochen.

Detroit: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. um Gesundheit. Almosen versprochen.

Wernigerode: Bitte um eine neuntägige Andacht zu Ehren des hl. Herzens Jesu und Maria, zum hl. Iud. Thaddäus und zum hl. Antonius und hl. Gerard Majella um einen christlichen Lebenswandel für meinen Sohn, daß der liebe Gott ihm den rechten Weg bald zeige, damit er endlich zu seinem Ziele kommt.

Ungenannt: Eine Verg.-Leserin bittet dringend um eine neuntägige Andacht zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes v. d. immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius und zur hl. Katharina um eine glückliche zweite Ehe, christliches Familienleben, um eine gute Gesinnung des Vaters und Gehorsam der Kinder.

Kadlub: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Joseph, hl. Iud. Thaddäus, hl. Rita und zu den Armen Seelen in mehreren schweren Anliegen.

In einem besonderen Anliegen.

Koblenz: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet für ihren Sohn, der von seinen Nerven aufgereizt wird.

Aachen: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, der lieben Muttergottes, der hl. Theresia v. K. I. und den Armen Seelen um Erhörnung in einem großen Anliegen.

K. In verschiedenen Anliegen bittet Verg.-Leserin um das Gebet. Bei Erhörnung Almosen.

Essen-Berge-Vorbeck: Bitte um das Gebet zur Mutter von der immerwährenden Hilfe um Seelenfrieden und um eine gute Standeswahl. Bei Erhörnung meiner Bitte verspreche ich ein Heidenkind loszukaufen.

Es starben im Herrn

Troisdorf: Frau Anna Ruhmüller. Sie war eine eifrige Förderin unserer Mission.

Nürnberg: Ottilie Vöhr. Rempten: G. Pitrof. Neutischein: M. Schimitschek. Deutsch-Krone: Pauline Marunowski. Agnes Bart. Leuthen: Georg Binder. Pischod: Matthias Przhlent. Birgwig: Franz Gottschlich. Little Falls: John Ruffer. Detroit: Anna Renuch. Erie:

John B. Fessler, Philipp Fessler, Emma Köferl, Margaret Köppel, R. Schwalbach, Margaret Stockhausen. Milwaukee: Theresia Ulwelling. Duisburg: A. Spangenberger. Opladen: Luise Cossmann. Borken: Joh. Schäpers. Freund: Elisabeth Hoven. Herrenbach: R. Eichten. Gelsenkirchen: Maria Gebracht. Düsseldorf: Jakob Gahemeier.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Auf den Weihnachtstisch ein gutes Buch

Sehr geschätzt wird das Buch:

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu Eine geistige Wiedergeburt

Von H. Petitot, O. P. Deutsche Ausgabe von D. W. Mut. 352 Seiten
Preis gebunden RM. 4.80

Das Buch ist eine Einführung in das Wesentliche der Heiligkeit der kleinen Theresia. Sehr gut ist der Verfasser den Wegen dieser Seele nachgegangen und hat ihre Eigenart erfasst. Viele werden durch dieses Buch eine ganz andere Auffassung von der kleinen hl. Theresia bekommen. Und es ist gut so. Sie ist nie und nimmer das Vorbild für eine in Bequemlichkeit und Kleinlichkeit, in lauter Süßigkeit dem Himmel zuwandernden Seele, sondern gibt ein wahrhaft heldenmütiges Beispiel der Treue im Kleinen.

Am rinnenden Brunnen

Von Betty Schneider

236 Seiten; geb. Preis reduziert RM. 2.—

Ein echtes Mädchen- und Frauenbuch, das viel Beachtung und Freude gefunden hat. Die Geschichten und Erzählungen packen jede edle Seele.

Für Kinder empfehlen wir die reizenden Bücher:

Sternbücherei für kleine Leute

4 Bändchen zu je RM. 3.20 (S V.)

Erdmütterchen ruft

Ein Bilderbuch für Kinder von 7 Jahren an. Preis RM. 5.—

Ein kostbarer Schatz für die Kinder würde sein:

Als Jesus ein Kindlein war

(Preis RM. —5.)

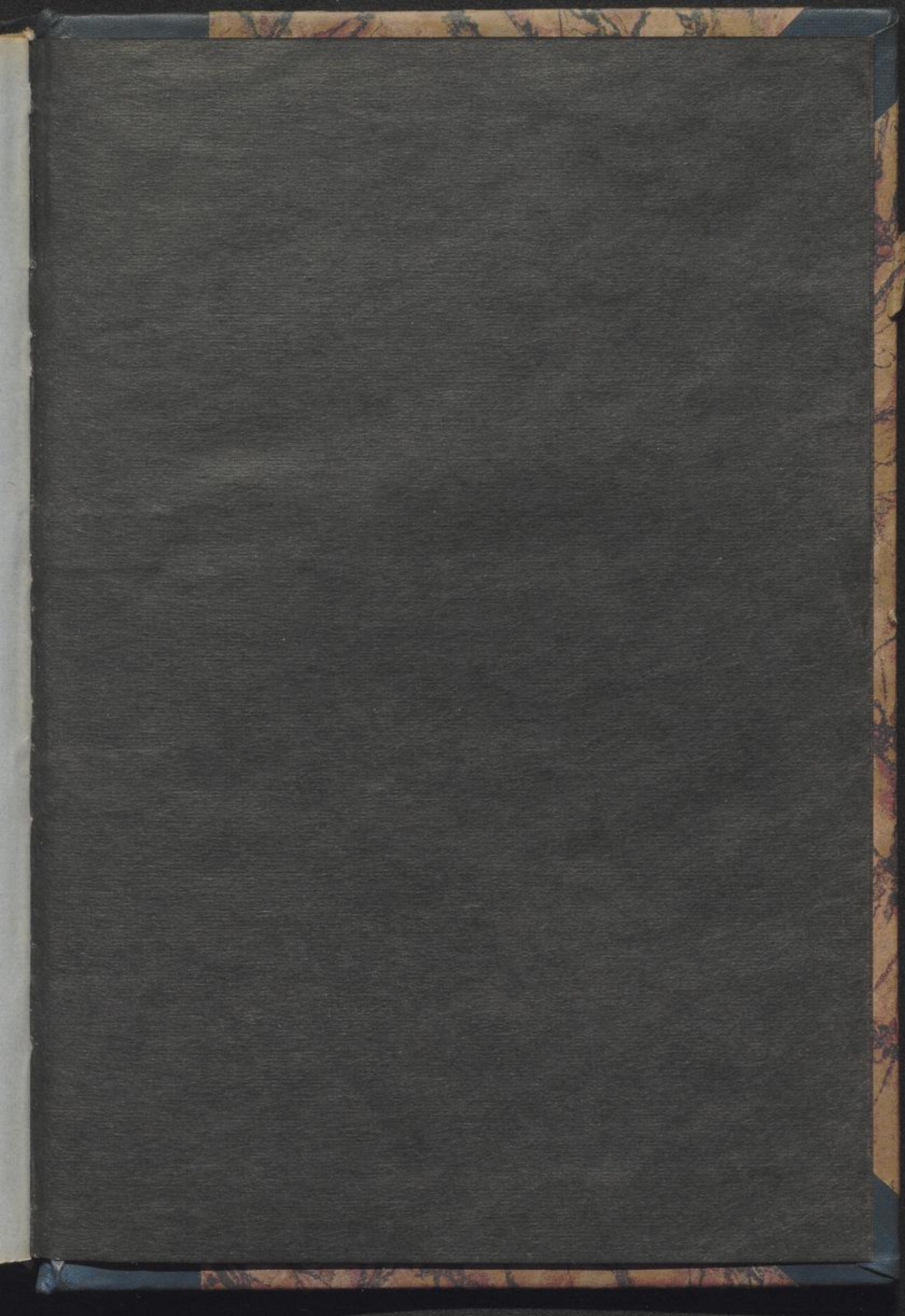
Von Johannes Bosko, ein Erzieher und Apostel der Jugend

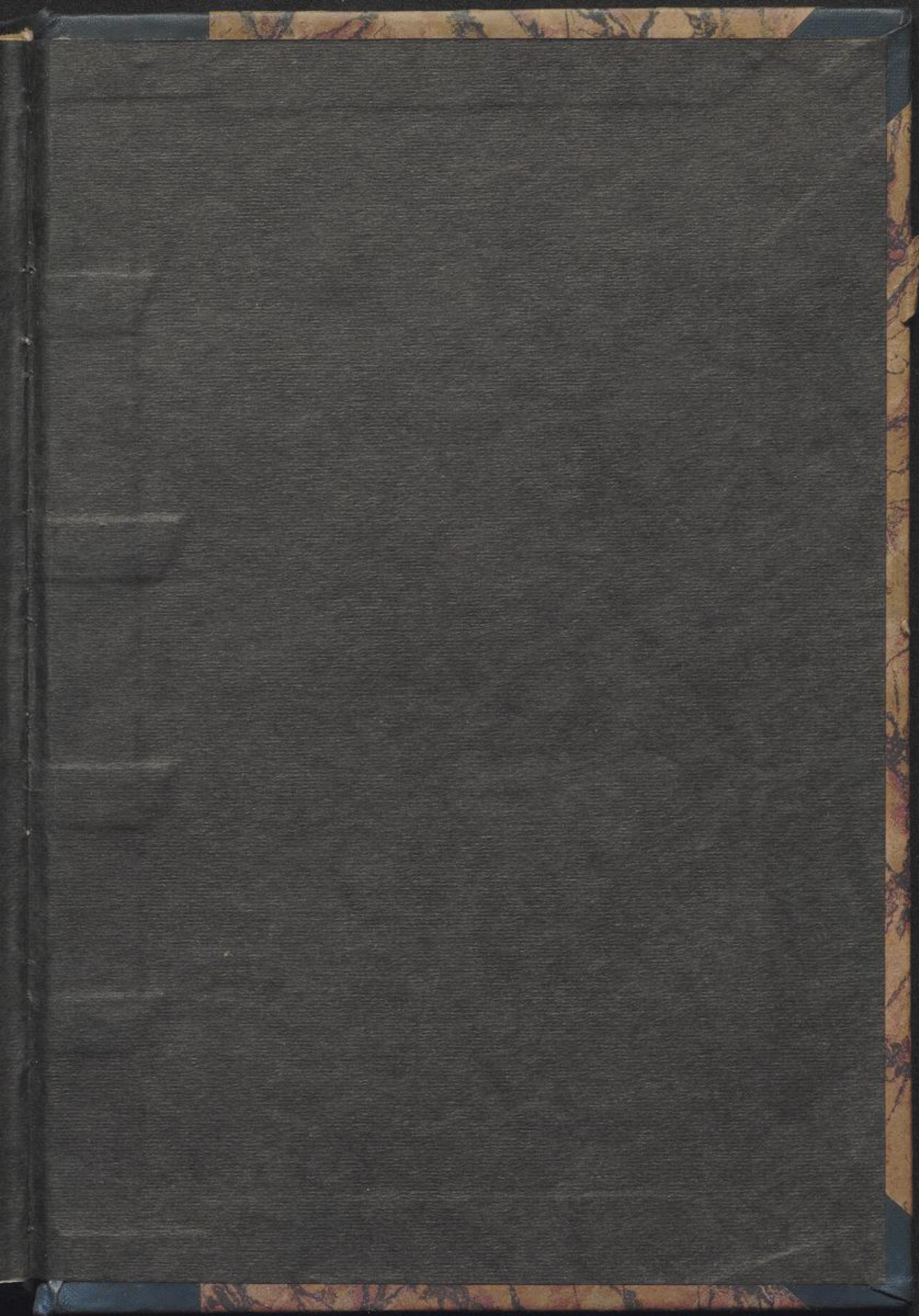
Ein Buch für Knaben und Studenten, reich illustriert. Preis RM. 1.50

Verlangen Sie Kataloge und Preislisten

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)









Vergiss-
meinnicht
1928-29

Bibl. Miss.

Z

58

4247